
L. germ.
199

Sprachliche Briefe.

Betrachtungen

über

Zerrüttung der Formen-Lehre.

Deutschlands Lehrern und Lehrerinnen

gewidmet

von

Einem Schüler Jakob Grimm's.

(=Herm. v. Pfister)

Darmstadt.

Verlag von G. v. Aigner.

1891.



An meine Leser!

Hier folgende „Sprachliche Briefe" haben Jahre lang im Pulte gelegen, zwischen durch auch einige Male wol als Heft bei akademischen Vorlesungen gedient. Da ich auf öfteres Zureden vaterländisch angeregter Schriftsteller mich schließlich zur Herausgabe entschloß, geschah diß Monate vor jener kaiserlichen Rede, die zumal alle, unseren sprachlichen Unterricht betreffende Erwägungen in den Vordergrund schulmäßiger Fragen und Heischungen gerückt hat.

Während des Druckes konnte ich mir nicht verhehlen, daß mein Büchlein gar zeitgemäß komme, sowie daß endlich die Stunde geschlagen habe, wo zu Danke kaiserlicher Anregung die Germanistik in ihre Rechte an mittelen und höheren Anstalten eingesetzt werden solle. Da mußte es dann allerdings als günstiger Umstand erscheinen, daß gerade eine in engerem Sinne fachmännische Arbeit zufälliger Weise als erste den Plan betrete, und hoffentlich unberufene Federn hintan halte.

Gott wolle auch in Zukunft unserer deutschen Schule seinen reichen Segen nicht versagen. Gelten sollte an diesem Orte, einmal Zeugnis abzulegen vor allem Volke.

Verfaßer.



Sprachliche Briefe.

I.

Das deutsche Volk ward ein Denker-Volk genannt, deutsche Gelehrte nehmen in der Wißenschaft, und zwar schier in jedem Sache, beinahe auf allen Gebieten, eine hohe oder gar höchste Stellung ein. Was möchten wir auch sprachlich geblieben sein, falls wir mit Ausgange der Völker-Wanderung das Erbe unserer germanischen Vorfahren beßer gewahrt hätten! Welche Pracht und Kraft wohnte z. B. doch Gothischem inne! Selbst noch ein althochdeutsches: Vranchônô Chuningâ altistêrâ Zîti läßt ein lateinisches Francônum regès veterrimi temporis hinter sich; wie vielmehr heutiges mattes: Franken-Könige eltester Zeit. Altes und neues Deutsch verhalten sich zu einander, wie das Klingen hehrer Tempels-Posaunen gegenüber dünner Meß-Musik. Deutsche Sprache hätte dennoch das Vermögen, sie in jeglicher gebotenen Richtung anzubauen, zu hegen und weiter zu entwickeln. Von selbst macht sich derlei freilich nicht, und die beliebte, unsere schnöde Fremdwörterei beschönigende Ausrede: Für diesen oder jenen Begriff, für eine oder die andere Sache besäßen wir kein einheimisches Wort, die ist wahrhaft kindlich befangen. Als ob irgend welche Sprache zu gewisser Zeit, vor Entfaltung des Begriffes, vor Erfindung der Sache schon Ausdrücke dafür beseßen hätte, solche überhaupt beseßen haben könnte.

Auslachen würde man sicherlich Jemanden, der im Sommer und Herbste einen Garten abernten wollte, den er zuvor doch, im Frühlinge etwa, nicht bestellet hätte. Als ob Wörter fix und fertig vom Himmel fielen! Wie der Garten, so lohnet auch die Sprache nur liebendem Fleiße. Bildet Wörter, so besitzet ir sie! Wo nicht, so bescheidet euch hübsch, seiet so redlich, euere geistige Unterlegenheit anderen Völkern gegenüber in diesem Punkte zu bekennen. Vor allem aber laßet jenes gelegentliche Pochen auf einen vaterländischen volkstümlichen Ehrn-Stolz, den zu behaupten doch derjenige kein Recht haben kann, der das aüßere Merkmal volkstümlicher Selbstachtung: Die Reinheit der Muttersprache misachtet.

Tatsächlich ließ durch all die Jahrhunderte der Deutsche ein französisches oder sonst fremdes, ihm überlegen erachtetes Gehirn für sich arbeiten. Die Ausflucht aber: Für diß oder das kein heimisches Wort zu besitzen, ist also nicht einmal als Beschönigung wert, sondern bietet gerade die vollwuchtigste Anklage. Warum schufet ir rechtzeitig keine Ausdrücke? So müßen heute wir die unterlaßene Geistes-Arbeit vieler Geschlechts-Folgen nachtuen, was ungleich schwieriger ist. Denn wir selbst haben den ausländischen Klängen ja allmählich eine Macht der Gewohnheit doch nur angebildet, die ihnen bei erstem Gebrauche notwendig eben so wenig als deutschen Lauten für die Sache anhaften oder inne wohnen könnte.

Und mit welch' lächerlichem Dünkel sich solches Fremdwort breit machet! Wir vermöchten mit unseren Mitteln, aus eigenem Stoffe, viel beßeres, zutreffenderes zu leisten, wenn wir nur wollten. Das vielfach Schiefe, ja Unsinnige in nur äußerlich, gedächtnismäßig angelernten Fremdwörtern vermag man nicht zu empfinden; denn einzig in der Muttersprache können wir tief innerlich, selisch die eigentliche sinnliche Bedeutung eines Ausdruckes auch fühlen.

Wie unbeholfen würde es allgemein doch empfunden, ob Jemand etwa die Wendung gebrauchte: er spiele am „Sachtestark". Gleichwol sprechen wir es tatsächlich jedes Mal, so oft wir uns des Fremdwortes „Pianoforte" bedienen. Denn der Begriff, den man als Bezeichnung eines Dinges zuließ, wird unmöglich ein anderer, ob man die dafür nötigen Wörter in Laute dieser oder jener Sprache kleide. Man macht sich lediglich etwas weis, wenn man glaubt mit den Buchstaben des einen Wortes nicht das nemliche als mit denen des anderen in solchem Falle zu besagen.

Unsere Fremdsüchtlinge sind sogar planmäßig am Werke, einheimische ältere Wörter, oder auch umdeutschende Bildungen der Vorfahren zu verdrängen, beziehentlich zu zerstören. So hatte z. B. gesunder sprachlicher Sinn einst arabisches Moslem (devotus) mit glücklichem Griffe in Muselmann gewandelt; muselmännisch galt durch Jahrhunderte für islamitisch. Da geschah es in unseren Tagen, daß irgend ein Alfanz sich mit unsinnigem Muselmanen und muselmanisch versuchte. In Frankreich würde solchem, der in dieser Weise sich an der Muttersprache vergriffe, unangenehm auf die Finger geklopft; in Deutschland hat er Bewunderer und Nach-

ahmer sofort auf seiner Seite. Auch die Verderbnis „alemanisch“ kann man zu hören bekommen. Schöpferisch tätig können diese Schöngeister, sei es in eigener sei es in fremder Zunge, eben nur zu Misgeburten sein. Obiges Beispiel kennzeichnet die ganze Richtung und Denkungs-Weise.

Wir würden, wenn wir die Muttersprache zum Erschaffen neuer Ausdrücke nützen wollten, meistens beßer fahren und verständigere Beziehungen erlangen. Auch tuet es der schlichte Mann sogar von selbst; ob man ihn nur wolle gewähren laßen. Aber in Deutschland ist das Volk, wo es der Wahrung seines echtesten Gutes, des Erbes der Väter gilt, da doch Reinheit unverfälschter Sprache zugleich Zeugnis und Beweis uralter Freiheit ist, nicht nur völlig von seinen Gelehrten in Stich gesetzt; nein, diese sind es ja gerade vornehmlich, die den Garten der Sprache nicht nur nicht anbauen, sondern vielmehr selbst ihn verwüsten. Kein anderes Volk auf Erden ist in dieser Hinsicht so übel beraten und verraten als das deutsche.

Es fiel die Ehre der Germanen;
O traure, Vaterland!
Was nützt dir, daß vor deinen Fahnen
Roms Herschaft einst verschwand?

Wenn wir nicht reines Deutsch reden wollen, dann käme es wahrlich nicht auf einige tausende Fremdwörter mehr oder minder an; dann dürften wir überhaupt Romanen sein, und Armins Rettungs-Tat wäre eitel.

Auch unsere meisten Germanisten haben nur für ihr totes Wesen noch Sinn, nicht aber für die lebenswarme Muttersprache der Gegenwart. Einem Jakob Grimm war sprachliche Forschung doch recht eigentlich Mittel zum Zwecke; deutsches Volkstum wollte er wiederum erschließen auf manigfachen Gebieten, aus ihm das Volk von neuem erbauen. Jüngeren Germanisten hinwider, Schülern der Schüler Grimms, gilt ihre Wißenschaft vielfach als Selbstzweck; mit gleichem Eifer würden sie im Japanischen oder Chinesischen schürfen.

Unsere Sprache hätte auch schon längst ihr Dasein verloren, wenn nicht von Zeit zu Zeit das mahnende Gewißen der Volks-Sele vernehmbar geworden wäre, und Männer erwecket hätte, berufen und bereit: mit scharfem Stichel das Unkraut unseres Sprachgartens auszujäten. Doch balde verfiel immer alles wieder

in alten Wust und Unfug; denn die Arbeit konnte nur halb getan werden. Kein deutscher Fürst hat jemals sich mit vollster Hingabe solcher volkstümlichen Aufgabe gründlich unterzogen: Mit eisernem Besen das Land reine zu fegen. Immer verblieb ein geschonter, als unantastbar ausgeschriener Rückstand; und unsere vaterländischen, jedoch fremdsüchtigen Gelehrten ließen es alsbalde sich wieder angelegen sein, um solchen voll Ehrfurcht gehegten Kern die alte Barbarei von neuem ins Kraut schießen zu sehen. Wie ganz anders haben doch slawische Gelehrte verstanden, sich nicht allein die volkstümliche, sondern sogar statsmännische Führung ihrer Blutes-Genoßen zu sichern!

So lange man bei uns die Versuchung bestehen läßt, und sich in den bequemen Wahn wiget: irgend welche Sprache bedürfe überhaupt doch einiger Fremdwörter, so lange ist mindestens bei uns Hopfen und Malz verloren. Denn das deutsche Volk ist bislang noch jedes Mal — seit alter Zeit schon — dem Kitzel eines Prunkens mit fremdem, ausländischem Flitter erlegen. Der Ausspruch: „eine Sache sei nicht weit her", stamme also aus unserer Heimat, bricht den Stab über sie. Es ist die denkbar verächtlichste Offenbarung eigener, unbewußter Geringschätzung.

Wenn in dieser Hinsicht ein gewerblicher Wettstreit deutscher Betriebsamkeit heute doch, gegenüber auswärtiger, auch vieles geändert und zum Beßeren gewandt hat, so dürfen wir aber nicht minder vor dem beschämenden Eingeständnisse uns scheuen: Daß noch niemals zuvor, in keinem Jahrhunderte unserer Geschichte, arge Fremdwörterei so weit gediehen sei, als eben heute.

Erschöpfend in all ihrer Nichtigkeit und Verderblichkeit erörtert ward solch böse Sucht in jener, 1883 bei Ferdinand Schöningh zu Paderborn erschienenen Schrift:

„Deutsches Wort — Volkes Hort".

Schier noch mehr von Belange denn aller Kampf gegen Fremdwörterei ist aber entschloßenes Einstehen für die Rechte unserer vaterländischen Schrift. Ihre Bewahrung muß uns hehr und heilig gelten. Allmählich gebildet im Schaffen des germanischen Geistes während des ganzen Mittelalters, und nicht nur in des deutschen Reiches engeren Grenzen, ist sie in ihrer bewußten Überführung aus der lateinischen geradezu ein Ausdruck unserer Volks-Sele und Wesenheit. Nicht anders hatte einst der Römer seine Buchstaben, eben seinem kahlen nüchternen Gemüte gemäß,

aus den griechischen verunschönt. Die Betätigung des Germanen in einer ihm genehmen Richtung darf sicherlich gleiche Berechtigung für Schrift und Baustil ansprechen, als des Römers Abgang von griechischem Muster.

Undenkbar wäre, daß irgend ein anderes Volk sich so leichtfertig eines heimischen Gutes, ohne jegliche äußere Nötigung entledigte; stolz wäre jedes auf Besitz einer Eigenart, die wie unsere Schrift eine so bedeutsame Seite des besonderen Volkstumes bildet. Nachdem in Gallien der jeweilig in allem herschende germanische Geist wieder zurück gewichen war, gäben die Franzosen doch etwas darum, heute etwa eigene Buchstaben zu besitzen. Oder warum mutet man Russen und Griechen nicht Aufgebung ihrer Besonderheit zu?

Jakob Grimms spätere Verblendung und Abfall von sich selbst, im Banne eines gelehrten Wahnes, ist wegen der Tragweite solches berühmten Namens zumal tief beklagbar. Turner-Vater Jahn aber nannte die Untreue an unserer volkstümlichen Schrift: eine vaterländische Abscheulichkeit!

Alle fremdsüchtige Beschönigungen finden sich gründlich abgewiesen in einer Abhandlung:

„Über deutsche und lateinische Buchstaben"

im Verlage von Adolf Reinecke zu Berlin.

II.

Wie in Schule und Kirche, im Hause und Amte die Liebe zur Muttersprache nicht mehr gewecket und gepfleget wird, wo vielmehr alles in jenem flachen, dem Auslande abgeborgten Bildungs-Firnisse erscheinet, so auch fehlet in weitesten Kreißen jegliches Verständnis für die Art und Weise, eine Sprache in ihrem alten Formen-Bestande zu hegen, sie vor allzu raschem Niedergange zu wahren; vorm Verfalle.

Von geringen Ausnahmen abgesehen, ligt der Unterricht in der Muttersprache in Händen unkundiger Männer, die in schiefen oder auch völlig falschen Vorstellungen befangen, das sprachliche Gefühl derer, die sie belehren sollen, nur zu schädigen im Stande sind. Man möchte die Jugend mahnen, beim Verlaßen der Schule doch recht balde die Irrtümer wieder abzutuen, die dort ihr bei-

gebracht wurden; denn so ziemlich von allem, was im deutschen Unterrichte geboten wird, ist das gerade Gegenteil richtig. Deshalb war Jakob Grimm auch so sehr dargegen, überhaupt Deutsch unter die Lehrfächer aufzunehmen. Denn damals durfte man auf germanistisch verständige Kräfte noch weniger rechnen denn heute.

In höheren Lehranstalten, aber ebenwol in den Mittelschulen dürfte der Jugend — wenn überhaupt solcher Unterricht von geeigneten, selbst eingeweiheten Männern erteilt werden könnte — als Grundlage aller Erkenntnis über Wesen und Wandel der Muttersprache, die feste Wahrheit geboten werden:

„daß mit fortschreitender Kunstgesittung, und allseitiger Verfeinerung des Lebens, die Sprachen nicht etwa nun durchsichtiger gefügt oder an Formen gar bereichert würden — sondern daß durch diese Einflüße die Gefahr rascherer Zerrüttung nur erhöhet sei".

Solche Anschauung, die doch als wichtige Richtschnur in unzähligen Fällen, bei strittigen Punkten dienen darf, müßte geradezu Gemeingut aller Gebildeter heißen. Es kann, muß und soll in den Schulen gelehrt werden, daß sämtliche Sprachen sich im Zustande der Verarmung und Entstellung befinden; daß sie fortwährend neue Einbußen erleiden; daß stets die voraus gegangene ältere Form auch die richtigere, beßere gewesen sei. Wißenschaftliche Beschäftigung mit der Muttersprache dürfte also niemals zu willkürlichen Erwägungen über ihren Bau, und darauf dann gar zur Pfuscherei an derselben verführen — solch hingebende Widmung dürfte vielmehr nur den einen Gesichts- und Ausgangs-Punkt haben:

„die ältere Form und Fügung zu erkennen, solche richtig zu beurteilen, und sich möglichst gegen alle und jede Neuerung zu stemmen!"

Mit solch löblichem Beginnen erhalten wir die Muttersprache doch mindestens immer noch einiger Maße bei früherer Kraft und Schöne; steuern in etwas doch ihrem Verderbe. So hat es liebevolle Hingabe an die in der Edda niedergelegte altnordische Dichtung, bei regem volkstümlichem Leben dahin gebracht, daß z. B. isländische Sprache sich in einem Jahrtausende kaum verändert hat; indessen die einst damit einheitliche Sprache der Dänen in gleichem Zeitraume ganz außerordentlicher Zerrüttung verfiel.

Unmöglich möchte es günstiges Urteil bezüglich selischer und gemütlicher Gediegenheit einer Rasse oder einzelnes Volkes erwecken, wenn es seine Muttersprache im Laute und in den Formen so

weitaus rascher denn andere Völker geschädiget hat. Die Romanen wahrten mindestens den Wollaut, ob sie auch z. B. die Deklination einbüßten; die slawischen Sprachen blieben ziemlich wollautsam bei edelstem Reichtume der Form. Nur der Neudeutsche ertrug den Wollaut nicht, zerstörte in dieser Hinsicht die herliche Sprache seiner Ahnen, indem er gleichzeitig, mit in Folge träger Aussprache und einiger Liederlichkeit im Sprechen überhaupt, die reichen schönen Formen preis gab. Darin stellet sich nur das Nordfranzösische zum Mittel- und Neuhochdeutschen; offenbar weil die betreffende Bevölkerung wesentlich deutsch im Blute und nur romanisiert ist. In welcher anderen Sprache wäre z. B. folgender Satz mit blaßen e noch zu bilden:

„Der edele, jetzt gestrenge Herr begegnete nebst mehreren fremden Knechten den sechs elenden Gesellen rechts des Feldweges, der neben der Pferde-Schwemme, quer den Erlen-Hecken her gehet. Ernst, gemeßen redete er denselben u. s. w."

Daß wir, meistens an unrichtiger Stelle, darneben auch Strichel-a (ä) — schreiben, beßert nichts. Wir kranken förmlich an diesen e. Die langue d'oui vermag aber ähnliches, wenn man das Auge nicht durch die ai und ei bestechen läßt. Und im Deutschen gehet die Verblaßung und Erhärtung immer ihren Gang weiter, zusamt sprachlicher Verarmung. Man bespöttelt die schönen, wollautenden Formen: jetzo, hinfüro, dero, nunmehro, annoch u. s. w. mit kindisch läppischem Behagen, um in selbem Augenblicke vielleicht die o in italienischen Wörtern neidisch zu feiern.

König Friedrich II. von Preußen hatte gar nicht unrecht, wenn es ihn widerte, im Deutschen auch nicht eine Endung anders denn mit e zu hören. So begrüßte auch Jean Paul einst Hebels alemannische Gedichte mit der triftigen Bemerkung: man fühle sich ordentlich angeregt und wie neu belebt, auch einmal andere Ausklänge anstatt der ermüdenden Eintönigkeit unserer e in den Endungen zu finden. Mit leichter Mühe hätten einige Schriftsteller sich etwa über folgende Deklination zu verständigen vermocht: Roter Wein, rotis Weinis, rotam Weine. Aber an Erkenntnis und Verständnisse, an liebendem Sinne dafür gebricht es; und die Mehrheit jener Leute sind vielmehr die schlimmsten Sünder. Doch in unseren Mundarten lebt noch alter Wolklang; nicht nur der Friese hat noch a i u, der Schweizer a i o in den Beugungen; mitten in Deutschland findet sich derlei noch heute. Der Hermun-

dure bei Koburg und Bamberg dekliniert Bâmena (arboribus), bis es die Schule zerstört. Das starkformige weibliche Beiwort auf -- i: kleini Maus, liebi Frau, ist mundartlich so haüfig, daß es Aufnahme verdiente.

Zeugnis und Beleg für gewisse unbewußte, aber doch im Widerspruche mit sonstiger träger Aussprache gleichwol stehende Sehnsucht nach verlorenem Wollaute sind auch einige südhessische Bildungen aus jüngerer Zeit. Etwa nach dem Muster von Indigo, als indischem Stoffe, hat man die recht guten Ausdrücke „Kirschigo" (masc.), „Nußigo" und „Quetschigo" geschaffen; d. i. kirschiger, nußiger, zwetschiger Schnaps. Es mutet schier althochdeutsch an, und lädet zur Nachfolge ein. Endlich möchte man in den umlautenden Superlativen, z. B. größist, jüngist, kürzist, längist u. s. w. das ursächliche i herstellen, das ebenwol noch in manchen Mundarten gilt; gegenüber: fahlest, kahlest, mattest, lahmest, deren e auf â beruhet, was keinen Umlaut wirken konnte.

Unser alter, echtest deutscher Bindevokal o erhielt sich noch in Eigennamen und manchen Formeln; z. B. Dagobertshausen, Markobrunn, Otomannsberg, anglo-amerikanisch, lombardo-venezisch. Fahre man doch darin fort, nehme solche wollautende Bildungen wieder auf: hesso-naßauisch, rheino-westfälisch, preußobrandenburgisch. Wage eine Zeitung einmal den Titel „Tagoblatt"! obiges „Dago" ist dasselbe. Oder spreche man etwa von einer Gallosüchtelei, als Gallomanie. Das wären bescheidene Anfänge einer Rückkehr zum Beßeren. Wie schön klinget schwedisch-norwegisches Harpoton, Stjärnotält noch heute!

Bisweilen erhielt sich alter Wollaut noch in Orts-Namen: Kölleda, Tüngeda neben: Scherfede; in den genitivischen: Dippoldiswalde, Vollradisroda; ferner in Língula, Várgula, Magdala; sowie in vielen auf a, wo dieser Ausgang nicht auf Ah (Waßer) beruhet, also keine Zusammensetzung etwa ist. —

In unserer neuhochdeutschen Schriftsprache haben wir binnen des jüngsten Jahrhundertes mehr Einbuße an guten Formen erfahren, denn sonst nicht während dreifacher Frist. Und das Übele hierbei liget darin, daß nicht etwa der schlichte ungelehrte Mann seine Muttersprache in solchem Maße verdorben hat, sondern gerade die Schriftsäßigen haben es getan und tuen es fortwährend. Zur Sache, nach ihrer ungeheuren Menge durchaus unberufen und unzuständig, haben sie doch nicht die Bescheidenheit, bei eigenem

Nichtwißen sich hübsch unterzuordnen, und im Anschluße an ältere sprachliche Formen vielmehr von ihren Mustern und Vorgängern zu lernen. Diß alles aber war möglich eben in den Tagen aufblühender germanistischer Wißenschaft; weil die Mehrheit ihrer Träger, wie schon berührt, nur fachmännisch fühlte, nur zünftig sich betätigte. Man raümte so zu sagen, von manchen rühmlichen Ausnahmen allerdings abgesehen, trüben Geistern das Feld; ließ und läßt sie schalten, ihres Unfuges walten.

Mit dünkelhafter Überhebung fangen heute sich völlige Laien, nach selbst erdachten Regeln, falsche Formen aus den Fingern, verschlimmbeßern unaufhörlich die Sprache, und fälschen sogar darauf hin mit ihrer Afterklugheit die Ausgaben unserer Klassiker; dichten ihnen Formen, Ausdrücke, Wendungen an, die Jenen ein Ohren-Zwang gewesen wären. Solch neuzeitlichen Bildungs-Rohlingen redet Schiller und Göthe schon nicht mehr „modern". Da derlei aber bei keinem anderen Volke begriffen wird, so höhnen namentlich die Franzosen mit vollem Rechte über die schmachvolle Unfähigkeit unserer Gebildeten im Gebrauche der Muttersprache, über den sprachlichen Schund unserer ersten Zeitungen. —

Durchaus nicht gleichgültig ist auch die Rechtschreibung einer Sprache. Falsche Schreibungen vermögen auf Formen-Lehre und Syntax zurück zu wirken, wie sich hierunter mehrfach erweisen soll. Nach wißenschaftlicher Erkenntnis muß unsere neuhochdeutsche Rechtschreibung behutsam gelaütert werden, strenge an der Hand geschichtlicher Formen; also durchaus nicht im Sinne der s. g. Phonetiker. Im Gegensatze zu diesen gelte es vielmehr, berechtigte Laute wiederum herzustellen, z. B. die echten ie diphthongisch auszusprechen, wie unsere meisten Mundarten tuen; nur in unechten Fällen das e hinterm i zu tilgen. Unsere entnüchterte Gegenwart ist so erschrecklich geschichtslos geworden, daß es zwiefach geboten ist, überall bewahrsam zu sein, und neue Bänder mit der Vergangenheit zu knüpfen.

Eine offenbar verwerfliche Schreibung stört allerdings in dem Maße einen Sprachforscher, als etwa einen Mathematiker die Heischung: an zweien geflißentlich verzeichneten Dreiecken die Kongruenz zu beweisen.

Soll nun überhaupt an höheren Lehrstätten etwa altdeutsch getrieben werden, vielleicht zum Ersatze des griechischen, und mit wirklichem Ernste und nicht wie heute als blendende Spielerei, so

dürfte hierbei nur **gothische** Sprache in Frage kommen. Mittelhochdeutsch ist ungeeignet dafür; zumal auch weil es im Schüler den Wahn erwecken muß: Das sei schon „altdeutsch", indessen es doch nur eine wenig ältere Gestalt unserer armen verblaßten eigenen Sprache darbietet.

Ein wirklichst gediegener, etwa in Sekunda beginnender Unterricht im **gothischen** wäre zugleich eine treffliche Handhabe, um junge Gemüter, vor dem Besuche der Hochschule, mit deutsch-vaterländischem Ehren-Stolze zu erfüllen. Sie sollen erkennen, daß die Germanen, die Europa von Moskau bis Lissabon eroberten, und **sämtliche** Reiche der Gegenwart auf dieser Bahn begründeten, eine Sprache redeten, die doch keine Bettlerin — die in keiner Weise sich vor den klassischen Sprachen zu schämen hätte. Unmöglich möchte das schon recht dürftig gewordene Mhd. mit Latein und Griechisch in die Schranken treten. Gothisch vermag solchen Wettbewerb. Deklination und Konjugation müßten gründlich gelernt werden.

Und **Zeit** für solche echte, altdeutsche Selen-Bildung würde ohne Schädigung anderer Fächer gewonnen, sogar mitsamt einer Entlastung — falls man Latein nur verständig, d. h. wie alle lebende Sprachen lehren wollte. Es bekundet ein unsagbares Unvermögen der Schule, wenn ein Gymnasiaste von Sexta bis Prima im Latein noch kaum so weit gefördert wird, als ein junger Kaufmann der binnen Jahres-Frist leidlich russisch lernt. — Man spricht von einer Einführung in den Geist der Alten als eigentlichem Zwecke. Jawol; ist es dann aber nicht leichter in den Geist eines Schriftstellers einzuführen, falls die Leser zuvor völlig die **Form** beherschen lernten!? Heute mühet gar Mancher sich in Prima noch an einfach förmlichem Verstehen ab. Durchaus kein Kunststück ist es, Lateins-Schüler bis Ober-Tertia zu einiger Fertigkeit im **Sprechen** zu bringen; auf welcher Grundlage dann erst weiter zu bauen wäre. So haben es unsere Altvorderen mit ihrer hausbackenen Einsicht gemacht; und gibt es bis zur Stunde noch keine beßere lateinische Sprachlehre denn etwa den kleinen Bröder, der von 1779 bis 1830 vierundzwanzig Auflagen erlebte, und in viel kürzerer Zeit gegenüber heute doch ungleich mehr erreichte. —

Mit einem Teile der erübrigten Unterrichts-Stunden möchte alsdann das **gothische** bedacht werden.

III.

So trocken nun etwa auch der Stoff scheine, für deutschen Sinn ist doch geboten, einige der heute besonders wuchernden Fehler hier zu mustern, durch die rüstig und mit allem Vorbedachte — als ob es sich gar um etwas verdienstliches, um eine Ehre und Herlichkeit handle — unsere Formen-Lehre zerstört wird.

Zumeist ausgesetzt mehrfachen Angriffen der Sprachverderber ist, bei Beugung der Hauptwörter sowie Beiwörter, ja neuerdings sogar der Fürwörter, der noch frischeste Kasus: der Wesfall, Genitiv. Gehet es in angezeigtem Maße noch eine Weile fort, so wird in hundert Jahren der Genitiv überhaupt zu den veralteten Formen der Sprache gehören.

Beim Hauptworte geschihet es zumal in drei Lagen, wo die schriftfäßige Verschwörung jenen Beugungs-Fall unterdrücket, d. h. entgegen richtigem Gefühle der Mehrheit im Volke; namentlich auch bei dessen weiblichem Teile, dem meistens ein gesünderer und regerer sprachlicher Sinn inne wohnet.

Zuerst findet sich der künstlich, als gelehrte Spielerei erzeugte Fehler beim Titel und amtlicher Auszeichnung eines Namens. Das soll alles wie eine Versteinerung unberührt stehen bleiben können: Der „Herr Lehrer N." — des „Herr Lehrer N." — u. s. w. Die Gedankenlosigkeit offenbaret sich nun gleichwol, indem man doch meistens dem Titel „Herr" alsdann wesfälliges, schwachformiges genitivisches n noch zugestehen will. Ungefährlich bliebe die Torheit, wenn der Fehler eben nur auf dem Papiere fürs Auge bestünde; sobald er jedoch ins Gehör fällt, muß er unvermeidbar ein gesundes sprachliches Gefühl erst verletzen, dann allmählich abstumpfen. Notwendig ist das Ende vom Liede, daß man schließlich auch nicht mehr zuckt, wann ohne folgenden Namen man „des Lehrer" zu hören bekömt.

Man liset auch „Herzog Friedrich III." mit der Meinung eines Wesfalles, indem man so gut sein soll, dem Sudelschreiber zu Gefallen, sich die römische Ziffer in die Wörter: des Dritten aufzulösen. Klassisch richtig müßte jedes Wort sein genitivisches Zeichen empfangen, nicht anders als lateinisch ducis Friderici tertii, oder russisch Gertzoga Friderika tretago. Neudeutsche Sprache möge sich immerhin an zwiefacher Beugung genügen laßen; also entweder: (des) Herzogs Friedrich des Dritten, oder: Herzog Friedrichs

des Dritten. Solches jedoch als mindestes; ein Mehr wäre niemals etwa tadelbar. Kommen aber starkformige und schwachformige Namen zugleich ins Spiel, so muß jedes Wort selbständig gebeugt werden; also z. B. Landgrafen Wilhelms des Achten.

Aufgabe des deutschen Unterrichtes in der Schule wäre es, solche und ähnliche Formeln in Einzahl und Mehrzahl durch deklinieren zu laßen.

Dasselbe gelte von schwachformigen Eigennamen. „Göthe“ muß dekliniert werden wie „Bote“. So ist ein Genitiv „Göthes Werke“ eben so falsch als die Form „des Briefbotes“.

Wem aber „Göthen Werke“ nicht genitivisch genug klingt, der sage „Göthens“, wie Glaubens, Namens. Hieße der Mann jedoch im Nominative etwa „Göthen“, dann wäre der Genitiv „Göthen's“ zu schreiben.

Das e in Bote oder Göthe ist nur das verblaßte der Namen Boto, Otto. So ist z. B. Otto zu deklinieren: Genitiv Ottons (Ottonis), Dat. u. Akk. Otton. Die Mehrzal die „Ottonen“ ist widersinnig, da hier dasselbe n wiederholt wird; einmal mit vollem, dann mit verblaßtem Vokale. Die Ottonen anstatt: Ottone, ist eben so falsch als die „Botenen“ wäre. Erst im Dative der Mehrzal darf es heißen: den Ottonen; hier wäre auch den Botenen richtig, wie tatsächlich manche Mundarten noch heute bieten.

Übe man also ja in der Schule die Beugung der Eigennamen.

Mishandelt werden auch meistens die Fremdwörter: des Januar, des Major, des Gouverneur; daneben dann ein schauerlicher Dat. Plur. den Majors. Wie hoch stehen in diesem Punkte die Slawen über uns!

Es ist ein schwer wigendes Vergehen an der Muttersprache, sie planmäßig zu verarmen. —

Zweitens und in unmittelbarem Zusammenhange mit obiger Spielerei: des Lehrer, erzeuget sich der nemliche Fehler bei Anführung einer Überschrift mit s. g. Gänsefüßchen. Beilage des „Frankfurter Tageblatt(es) und Anzeiger(s)“. Solch empörende Verhunzung, wogegen sich alles Gefühl aufbaümen müßte, soll möglich sein. Als ob man eine flektierende Sprache überhaupt gleich einer flexionslosen behandeln könnte. Man versuche die Narrens-Posse doch einmal am Lateinischen oder Russischen! Der Deutsche freilich ist noch nie angestanden, mit seiner edelen Muttersprache umzuspringen, wie der Hadermatz mit den Lumpen.

Oder hält man den deutschen Reichs-Bürger vielleicht für so geistig beschränkt, daß man seinem Verständnisse zu Hülfe kommen müße, damit er nicht doch etwa dem Wahne verfalle, es heiße im Nominative: das Frankfurter Tageblattes! Auch las man schon: „des deutschen Tageblatt", wo also nicht einmal Einklang zwischen dem Hauptworte und Beiworte herscht. —

Das dritte Gebiet, wo schriftsäßiger Unverstand dem Genitive den Vertilgungs-Krieg erklärt hat, erweiset sich bei Benennung von Örtlichkeiten. Hier sind die Fehler mehrfache; zugleich aber alle einzelne Verstöße desto minder zu entschuldigen, als schier überall das Beispiel, wie unsere Vorfahren vor kurzem noch richtig gesprochen haben, darneben her in lebendigem Gebrauche sich noch befindet.

Namen als: Karlsruhe, Ludwigsburg, Wilhelmshöhe u. s. w. oder schwachformig: Ottenau, Bodenbach, d. i. Otten (Ottons) Aue, Boten (Botons) Bach, Reinickendorf, d. i. Ort eines Mannes Reinicke, sollten füglich doch davor bewahren, falsche Bildungen: Karlstraße, Heinrichplatz, Wilhelmkai, Georgstraße (anstatt Georgenstraße), oder derlei an die Ecken anschreiben zu laßen. Aber wo wäre schon jemals in einer Stadtverordneten-Versammlung z. B. ein berufener Mann aufgetreten, und hätte amtlichen Sprachschnitzern Trotz geboten!

Hier macht sich im Gegenteile sprachliches Nichtwißen wolgefällig sogar mancherwärts breit. Daß der alte schwachformige Genitiv, auch bei weiblichen Namen doch die Endung — en fordere, erwecket Vielen heute den Eindruck böhmischer Dörfer. Da gibt es in einer Stadt zwar von Alters her einen Mathilden-, Marien-, Louisen-Platz; eine Elisabethen-, Magdalenen-, Wilhelminen-Straße — doch nun etwa bei diesen redenden Mustern zu bleiben und mit einer Alicen-, Annen-, Viktorien-Straße oder Irenen-Höhe hübsch fortzufahren; nein, das war den Hochweisen unmöglich. Zeugnis sprachlicher Barbarei bietet auch die Anschrift: „Promenade-Straße".

Aber auch der Spott durfte nicht fehlen. Der Weißbinder, als schlichter Mann mit unverdorbenem sprachlichem Gefühle, hatte an die Ecke sein Kasernen-Straße angemahlt; doch dabei die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Weisheit des Rathauses belehrte ihn: es sei ja nur eine Kaserne in der Straße; und so ward dann mit dickem Pinsels-Striche jenes n getroffen, wie noch heute zu sehen. Difficile est, satyram non scribere. Wenn die Hochweisen

einen Entenbraten verspeisen, denken sie wol auch, solcher sei aus mehreren Vögeln bereitet. Mensa deklinieren können sie wol, deutsche Deklination ist ihnen ein Buch mit sieben Sigeln.

Eben dahin gehört, wenn heute nur noch, und in Verhöhnung des Altmeisters, der sich im Grabe umdrehen würde, von einem „Grimm Denkmale“ oder vom „Gustav-Adolf Vereine“ die Rede ist. Vor einigen Jahrzehenden hieß es gleichwol noch allgemein: Gustav-Adolf's Verein, Karolinen Stiftung; und ältere Bücher bieten niemals „Trajan Seule“, sondern immer Trajan's Seule.

Man versuche doch einmal, auf lateinisch Cicero Monumentum zu sagen! Warum also beständig die Muttersprache schädigen? Aber bei solchem Erstumpfen des sprachlichen Gewißens ist wahrlich ein Unvermögen nicht verwunderlich, ein germanisches Wort, wie jenes „der Streik“ regelrecht zu deklinieren: Gen. des Streikes, Mehrz. die Streike. Zeitungen jedes anderen Volkes zeichnen sich durch Sorgfalt in der Sprache vor unseren deutschen aus. Wer die meisten dieser Blätter etwa voller Widerwillens, Ekels und Zornes aus der Hand legt, ist wol entschuldigel.

So hieß es auch durch Jahrhunderte ohne Ausnahme: Tabaks-Bau, -Dose, -Pfeife, Lebens- und Hagels-Versicherung, Feuers- und Waßers-Not; bis irgend ein törichter Mensch — doch jedes Falles als erster — plötzlich mit Tabak(s)-Monopol und Unfall(s)-Versicherung vorgehet, und sofort die ganze foule moutonnière ihm Nachfolge leistet, wie die Kinder dem Ratten-Fänger von Hameln. Solch gekapptes Hauptwort, dem die Endung abgeschlagen ist, macht hinter drein Jedem, der in der Muttersprache ein Kunstwerk sihet, den Eindruck einer Büste, woran die Nase fehlt. —

Gleicher Maße, nur auf anderem Gebiete gedankenlos ist, wenn man in einer Stadt: Wörth Straße, Weißenburg Straße u. s. w. zu lesen bekömt; und wiederum geradezu unfaßlich, da ja doch in derselben Stadt es Frankfurter, Leipziger u. s. w. Straße gibt. Es ist ein Beweis, wie tot das sprachliche Gefühl bei heran wachsendem Geschlechte doch geworden ist: ein schwerer Vorwurf für die heutige Schule; eine Schuld zugleich unserer Geist ertödenden Fremdwörterei! Übrigens findet sich in anderen deutschen Städten doch allein richtiges Wörther und Weißenburger Straße. Auch bekämen es die neulichen Leute, die gedankenlos heute ihr Wörth Straße radebrechen, nicht wol über sich, von einer Kassel Zeitung zu reden. Zu Berlin trägt die s. g. Alsen Brücke fehlerhafte Be-

nennung. Die Silbe en ist hier doch mit Nichten etwa wesfällige oder wemfällige Endung. Richtig wäre Alser oder aber Alsens Brücke; es käme auf urkundliche Ermittelung des schleswigischen Namens an.

IV.

Diß leite uns zu verwandter Erwägung hinüber. —

Die Mehrheit deutscher Orts-Namen stehet im Dative und zwar überwigend dem der Mehrzal; seltener und nach Landschaften verschieden, doch auch im Wemfalle der Einzal. Wittenberge d. i. „zum weißen Berge"; Memmingen d. i. „zu den Memmingen". Die Memminge aber sind die Nachkömlinge eines Ahnen Memmo. Altenburg will besagen „zur alten Burg". Die Ausgänge — baden, — hausen in so vielen Orts-Namen meinen „zu den Bädern", „zu den Haüsern". Denn unsere Orts-Namen wurden, in bewußtem Gegensatze zu Länder-Namen, mit dem Vorworte „zu" früher allgemein gefügt: zu Brieg in Schlesien, zu Frankfurt am Maine, Romae in Italia, à Paris en France, at Dublin in Ireland. Diesen noch von sämtlichen Klassikern: Göthe, Schiller, Rückert, Uhland u. s. w. ohne Schwanken geübten Unterschied hat ebenfalls der neuzeitliche Bildungs-Recke zerstört. Hauptfächliche Mitschuld trägt übrigens die Reichs-Post mit ihren fehlerhaften Vordrucken; darf man doch deutscher volkstümlicher Gleichgültigkeit eben alles bieten. Wegen rühmlicher Ausnahme darf hinwider die Frauen-Zeitung fürs Haus hierbei genannt werden. —

Klar ist doch nun, daß man Endungen der Deklination u. s. w. nicht an eine schon vorhandene Kasus-Endung anhängen kann, sondern nur an den Wortstamm.

Mit der Zeit versteinern ja auch solche Formen, wie zum Teile bei unseren Länder-Namen geschehen ist; so lange und allwo richtige Bildungen jedoch noch bestehen, muß man sie achten und hegen.

Unmöglich wären von Corinthus, Capua, Athenae doch etwaige Beiwörter corinthusicus, capuaicus, athenaeicus. In solch barbarischer Weise verfährt nun aber ein großer Teil unserer Schriftsäßigen; und zwar wiederum erst seit wenigen Jahrzehenden.

Der gemeine Mann spricht noch heute, wie früher ausschließlich auch in Rede und Schrift galt: Schaffhaüser Waßerfall, Gießer

Tal, Länger Tageblatt. Der gebildete Schulfuchs jedoch stolpert und stolziert mit nagelneu in seiner Weisheit ersonnenem Schaffhausener, Gießener, Langener u. s. w. einher. Nächstens wol auch Kiffhausener. Man sihet, es laüft alles auf eine mit vollem Vorbedachte angestrebte Versteinerung der Sprache hinaus. Eigene Dürftigkeit zu verhüllen, als Ausgleich für selbstempfundene sprachliche Unkenntnis, da möge doch überhaupt Leben und Kraft aus der Sprache lieber entweichen. Was kümmert es den weltbürgerlichen Neudeutschen? Einen anderen Begriff von deutschem Volkstume hat er ja nicht, wenn er nur — als Hohn auf die Sache — mit Ausdrücken: Nation, national, Nationalität um sich werfen kann.

Und die Begründung, die man da öfters von den Überklugen zu hören kriegt! Es müße doch ein Unwißender gleich wittern können, ob solcher Ort etwa Gieß, Gieße, oder Gießen heiße! Als ob aus lat. corinthicus erkannt werde, ob als Name der Stadt Corinthus, -tha, -thum, -thi, -thae anzusetzen sei. Ein Mensch, der überhaupt von einer Stadt Gießen nichts weiß, möchte sich auch des Gießer Tales getrösten.

Solche Formen sind übrigens Genitive der Mehrzal. „Kasseler Zeitung" ist so viel als „Zeitung der Kasseler"; weshalb es auch unstatthaft wäre, Kasseler etwa klein zu schreiben, wie das Beiwort kasselisch. —

Was obige Berufung auf genaue Namens-Beziehung zwischen einer Örtlichkeit selbst und daraus fließenden sprachlichen Bildungen betrifft, so möge hier noch anderer Verirrung mit gedacht werden.

Ganz auf gleichem Boden gewachsen ist die hohe Weisheit, womit ein nach der Stadt Halle genanntes Tor dieserhalb das „Hallesche" heißen müße; denn ......

Wie schön, wenn wir künftig nicht mehr sagen: hessisch, preußisch, sondern hessesch, preußesch! Denn es heißet ja Hesse, Preuße!

Freilich möchte irgendwo ein Hallisches Tor auch nach einer Stadt Hall benannt sein. Aber wen in aller Welt ficht derlei an? Könnte es doch sogar mehrere gleichnamige Städte Halle geben, sodaß nun ein „Unkundiger" in Sache jener Namens-Wahl vollends im Zweifel wäre. Wer da frägt, wird doch wol beschieden. So viel stehet jedoch fest: preußische Landwehr hat im Jahre 1813 kein

Hallesches, sondern ein Hallisches Tor stürmender Hand genommen. Allerdings waren unsere Vorfahren damals noch nicht so schlau als unsere heutigen Schriftsäßigen. So ist auch die Form hohenzollernsch nicht anders, denn etwa baiernsch wäre. Die Gegenwart hat eben, zumal im Banne der Fremdsüchtelei, alle Fühlung mit der allein doch berechtigten Sprache der Ahnen verloren; nie frägt man bei eigenem Zweifeln: wie haben Jene gesprochen — was Göthe von sich im Bezuge z. B. auf Kaisersberg, Brant, Fischart u. s. w. einst rühmte. Jede neuzeitliche Verbildung stehet unserer Flachheit höher. Selbstredend muß es hohenzollerisch wie baierisch heißen. —

Nirgends findet die Muttersprache Schutz; sie möchte für vogelfrei gelten. Von Seiten, wo sie vielmehr gehegt werden sollte, erfährt sie gerade die ärgste Schädigung. Wäre es wol denkbar, daß eine Academie française eine ähnliche Misgeburt als „hallesch" dulden würde! Hätten wir doch dem entsprechend eine „Freie deutsche Sprachwarte", deren Mitglieder die Germanisten unserer sämtlichen Hochschulen! falls jungen Nachfahren ein Herze für deutsches Volkstum aufgienge! Nicht zu viel ist mit der Behauptung gesagt, daß man einem Latein-Schüler, etwa der Quarta, entsprechende Fehler im Lateinischen nicht mehr zu Gute halten würde, als solche mancher Lehrer dieses Schülers sich gegen die Muttersprache erlaubt.

Im Zusammenhange mit Obigem dann noch einige Punkte. Wenn Leipziger Zeitung bedeuten soll: Zeitung (der) Leipziger, und dieser Name also als Mehrzals-Wesfall gedacht werden darf, ohne Auszeichnung durch besondere Endung, so ist kein Grund sich gegen die Wendung: Verein Leipziger Schriftsteller zu kehren. Was jenem Worte billig ist, darf auch anderem gerecht sein; beide sind stumpfe Kasus. Im Slawischen ist ganz häufig der auch ohne Endung empfundene Genitiv der Mehrzal gleich dem Nominative der Einzal. Und gilt dasselbe nicht etwa bei uns? im Schutze guter Engel! Viel übeler läßt man sich im Deutschen gefallen: am Borte Seiner Majestät Schiff, anstatt: Schiffes. Überhaupt muß man zwischen förmlichem und syntaktischem Kasus unterscheiden; selbstredend ohne geflißentlich etwa eine noch mögliche Form zu unterdrücken. Zum Notbehelfe empfinden wir uns auch in dem Satze: Frankreich erklärte Deutschland den Krieg, einen syntaktischen Dativ an; Deutschland anstatt: Deutschlande. Eben

das tuet der Engländer: give my Sister the Book! my Sister meae sorori.

Unter Umständen ist solche Auskunft, beim Abschleifen und Untergange reicher Beugung, immer noch beßer denn die neuzeitliche Flickerei mit Vorwörtern. Der in sprachlichem Gefühle schon schwächere Norddeutsche läßt heute hören: „ich habe es an Gustav gesagt!" Ein gar trauriges, bereits in Schulen geübtes Deutsch. Irgend vermeidbare Umschreibung der Kasus unterlaße man auch. Anstatt „eine Auswahl von Briefen" sage man doch ja: eine Auswahl Briefe oder wo es nötig wäre: „etwelcher Briefe" und derlei; gebe vielleicht auch ein beugendes Beiwort hinzu: „alter, geheimer, bezüglicher, u. s. w. Briefe".

Vorwort von muß uns den ungefähr seit 900 n. Chr. verlorenen Ablativ umschreiben, soll nun aber nicht dazu dienen auch den Genitiv zu zerstören. Die Erwähnung von Fritz, anstatt: Fritzens, ist ein erbärmlicher, abscheulicher Fehler. Da wäre dann immer noch erträglicher: des Fritz. So muß es auch heißen: Karte Dänemarks, nicht aber: von Dänemark. Hier darf immer nur, zu eigener Berichtigung, man bei der Vorfahren Ausdrucks-Weise zu Rate gehen.

Entstanden ist solche Unart: den Genitiv durch von zu umschreiben, zunächst in Fällen, wo ein weibliches Hauptwort heute alle Beugung eingebüßt hat; z. B. Beweise von Weisheit und Kraft. Hier wäre unbedingt der bestimmte Artikel, sogar entgegen genauerer Faßung des Begriffes, zu setzen; um nur jenes „von" zu meiden. Denn ein irgend eingerißener Schade frißt sich immer weiter; man denke an jene Wendung: ein Mann von Fach. Inhaltlich selbst falsch, oder doch nichts besagend, ist vielmehr gemeint: ein Mann seines Faches, suae professionis. Der Fehler ist eben verführerisch. Günstig wirken kann es, falls ein männliches Hauptwort in solche Fügung eingehet; z. B. Beweise Mutes und (der) Kraft — oder: Verlust Landes und (der) Leute (ahd. Lantis unti Liuteô). Man möchte nemlich auch den zweiten Artikel fehlen laßen, also „Kraft" und „Leute" nur als syntaktische Genitive empfinden.

Mhd. findet sich diese kräftige Kürze noch lange; man fühlte „Leute" oder damals Liute geschrieben, nicht alleine als verblaßten Nominativ Liutî, sondern auch als verblaßten Genitiv Liuteô. Die sprachgeschichtliche Befugnis zu beidem ist in der Tat eine un-

zweifelhafte; „Leute" ist so gut aus dieser als aus jener volleren Form verdorben. Schaden können derlei Hinweise Niemandem.

Man wollte gerne aber ja nicht einmal diese Kenntnis des Deutschen von Lehrern und Beamten verlangen — wenn sie nur nicht hofmeisternd eine Entscheidung über Dinge sich zulegen möchten, wo sie doch nicht zuständig sind. Die sich selbst überlaßene Sprache erleidet nicht so große Einbußen, doch nicht in solchem Grade; unberufene Bevormundung und Vergewaltigung die tuen ihr Abbruch. Das hatte Jakob Grimm unaufhörlich gepredigt.

V.

Nach vorstehender Ablenkung darf uns die Versündigung am Genitive noch weiter beschäftigen.

Es war vom Übel, daß im Neuhochdeutschen die Laute ß und ſ (s) zusammen gefloßen sind, und darauf hin unsere Schriftsprache, bez. die Rechtschreibung in Betreffe geschichtlicher Sonderung jener Laute in die Irre geraten ist. Für das hochdeutsche Sprachgebiet, und also auch für die Schriftsprache gebürt echtem ſ (s) eine dünne möglichst scharfe Aussprache, genau wie im Englischen, Romanischen, Slawischen. Hinwider muß ß — dem einst der Laut des englischen th zukam — da wo es überhaupt berechtiget ist, heute breit und blöde nach Grimms Worten gesprochen werden; ähnlich französisch-slawischem z. Daß die Schule die Regel heute auf den Kopf stellet, und den Kindern für den Unterschied: weißer Mann und weiser Mann gerade das Gegenteil des Richtigen lehrt, darf nach allem ja nicht weiter befremden.

Fürs Platdeutsche ist die weiche Aussprache des ſ (s) schon statthaft; denn unser geschichtlich befugtes ß ist dort, nach der Lautverschiebung, dafür doch t. Altsächsisch war ſ (s) scharf.

Schade, und wiederum ein Vorwurf für die behauptete Wißenschaftlichkeit in deutschem Volke, ist es, daß unsere s. g. Rechtschreibung, beßer: Misschreibung, trotz aller germanistischer Forschung noch nicht einmal dahin gelangen konnte, zwischen ſ (s) und ß vernünftig, d. h. sprachgeschichtlich wieder zu scheiden. Wichtig wäre es auch für Bewahrung wesfälliger Endung des Beiwortes geworden, sowie des Fürwortes. In vielen Redewendungen ist nemlich das Wörtlein es mit Nichten id, sondern

ejus gewesen. Nach der Lautverschiebung ordnen sich id, engl. it, hochd. eß. Indem nun es (ejus) — gerade solche Form als „des“ — später mit eß (id) verworren ward, empfand man sich eine falsche Konstruktion an, deren Syntax dann auf andere Wörter unausbleiblich sich übertrug. In dem Satze: ich habe „es“ vergeßen, war ursprünglich der Genitiv nicht der Akkusativ ausgedrückt. So vermögen verwahrloste Aussprache und Misschreibung die Satzfüge schwer zu schädigen. In großer Anzahl wurden uns dadurch schöne altertümliche Konstruktionen völlig zerrüttet. Wenden wir uns hiernach zum Hauptworte und Beiworte zurück. —

Also der Nominativ: guteß Bier (platd. gôdet Bêr) hat den einzig richtigen Genitiv: gutes Bieres zu bilden. Daß in den Nominativ falsches s für ß eindrang, hatte zur Folge, daß nun ein unrichtiger, schwachformiger Genitiv (des) guten Bieres für die starke Beugung versucht ward, der sich heute mehr und mehr breit macht. Notwendig wäre es überhaupt nicht gewesen; fallen doch im Lateinischen bei der Endung — is auch Nominativ und Genitiv zusammen, z. B. salubris ovis.

Ein so genannter syntaktischer, d. h. dem Nominative gleicher Genitiv muß auch in der neudeutschen Saßung angenommen werden: ein Glas Wein, eine Tasse warme Milch; denn anders wäre es sprachlogisch barer Unsinn. Kehre man doch mindestens in erhabener würdiger Rede zu den einzig sinngemäßen Fügungen wieder: Glas starkes Weines, Tasse warmer Milch.

Erträglich ob auch nicht löblich wäre nun solch schwache Form anstatt starker immerhin noch, wenn die Störung aufs Beiwort beschränket bliebe, das eben beider Formen mächtig ist, mächtig sein darf. Der Fehler greift aber bereits weiter. Da man doch nicht mit Artikel sagen könnte: der alle Ernst, das jede Jahr, so sind auch Formen (des) allen Ernstes, oder (des) jeden Jahres, g r u n d f a l s c h. Durchaus muß es heißen: alles Ernstes, jedes Jahres. Wie viel Lehrer gibt es nun aber wol, die hiervon Einsicht hätten! die aber gleichwol eigene Unkenntnis dahin ausnützen, etwa richtige Sprache des Schülers an ihrem Fehler zu rügen!

Diese Männer sind meistens so unwißenschaftlich, daß ihnen nie auch nur der Gedanke kömt, doch einmal ein älteres Buch einzusehen, eine klassische Sprachlehre —, anstatt des gewöhnlichen Schundes nachzuschlagen, um also die geschichtlich befugte, allein richtige Form zu erkennen.

Gedeihet die Verderbnis in der Schule noch einige Zeit, so dürfen wir nächstens uns auch auf Formen: meinen Hauses, u. s. w. gefaßt halten; den groben Fehler: welchen Hauses haben sich Klüglinge schon ersonnen.

Wiederum ist es aber, auch in diesem Punkte, und zur Ehre sei es gesagt, nicht das eigentliche Volk, sondern Verbildung der Halbwißer, die gewaltsam Schaden stiftet; und nicht nur in Betreffe der Beugungen. Auch für Wahl der Wörter und ihr Verständnis muß diß gelten. —

Solchen Leuten fällt auch nicht ein, bei irgend welchem Zweifel etwa einmal in fachmännische Wörterbücher einen Blick zu werfen: ins Grimmische oder in die von Weigand, Schade, Heyne, Kluge, oder auch ins ältere, noch recht brauchbare Schwenckische. Lieber hecken deutsche Belletristen sich irgend welche Albernheit aus, womit sie ihre Leser füttern. Erzehlte doch jüngst noch ein „gebildetes" Unterhaltungs-Blatt, Pumpernickel sei ein lateinisches Wort! und stehet doch im Grimm richtig zu lesen. Ein Franzose hinwider schlüge verständiger Maße Littré oder das Wörterbuch der Akademie nach.

VI.

Bekanntlich — oder mindestens sollte es doch jedem Gebildeten bekannt sein — besitzt deutsche Sprache für Beiwörter eine zwiefache Beugung: die starke oder an manigfachen Endungen noch reichere, und die schwache oder bereits in ihren Formen abgestumpfte. —

Hier gehen die meisten Kasus auf eintöniges — en aus, welche Silbe ursprünglich vielmehr ein Einschiebsel war, wo hinter die besonderen, unterschiedlichen Endungen abgefallen sind.

guter Wein	der gute Wein
gutes Weines	des guten Weines
gutem Weine	dem guten Weine
guten Wein	den guten Wein.

Ursprünglich muß das Verhältnis jedoch so gedacht werden, daß gerade jene Silbe — en den Dienst als Artikel leisten sollte. Das würde, nach heutiger Satzung, folgende Deklination, zugleich im Sinne eines eingefügten bestimmten Artikels, etwa ergeben:

gut — en — er Wein
gut — en — es Weines
gut — en — em Weine
gut — en — en Wein.

Es müßen nun zwei Regeln wieder unseren Schriftsäßigen durchaus in Fleisch und Blut übergehen. Einmal, wie oben schon erwähnt, daß unbedingt nur solche Wörter doch schwacher Beugung fähig sind, vor denen überhaupt ein Artikel stehen kann; dann aber, daß strenge genommen nur nach einem Fürworte — und der Artikel ist ja eben ein solches — die schwache Form gegebener Maße statthaft wird. Am Fürworte selbst ist sie es niemals. Ob man nach dem selbst nur starkformigen aller alle alles ein Beiwort stark oder schwach beuge, ist heute gleichgültig. Der Zweifel ob es heißen solle: wir Deutsche oder aber: wir Deutschen, wird durch die Einzal: ich Deutscher, zu Gunsten ersterer, also starker Form für die heutige Sprache behoben.

Wann mehrere Beiwörter gesetzt werden, so darf niemals das vorausgehende etwa die nachfolgenden nun vom Innehalten starker Beugung entbinden, allen gebürt die nemliche Endung, mögen es ihrer noch so viele sein. Diß gilt gleichmäßig für alle Kasus.

Wie es im Nominative heißet: guter alter Wein, und nicht etwa: guter alte Wein, so kann und darf auch nur gesagt werden: er stärkte sich an gutem altem Weine. Denn der Dativ von „alter" ist mit Nichten doch „alten". Wiederum haben wir es hier mit heute schon landlaüfigem Fehler schnöder Unkunde zu tuen. Teilweise rührt es wol davon her, daß solches em, im Unterschiede von en nicht genügend ins Ohr trift; gothisches gôdamma Weina, mit zweien m gesprochen (wie: gôdam'ma) klang freilich bestimmter. Man würde jedoch das Gehör darauf wiederum schärfen, falls man sich an Wendungen gewöhnen wollte wie: in Großem und Ganzem, in Allgemeinem, in Freiem, u. s. w. anstatt: im Großen; worauf hierunter gleich zurück zu kommen sein wird.

Die Neigung, oder beßer bezeichnet: Sucht, zum Unterdrücken starker Formen greiset unter der Verbildung unserer Schriftsäßigen, begünstiget durch Unkunde der Schule, immer mehr um sich. Der gewöhnliche Mensch spricht zwar noch: vom Umfange zweier großer Wiesen; der Halbwißer hält jedoch etwa für vornehm: zweier großen Wiesen zu schreiben.

Das ist nun nicht allein grammatisch falsch, sondern auch für den Wollaut deutscher Sprache vom Übel. Wir leiden bereits an wahrer Überfülle halb tonloser Ausgänge auf —en. Ganze Zeilen lang möchte, wer nicht auf sich dabei achtet, sämtliche Wörter so endigen laßen. Auch unter diesem Gesichts-Punkte hatte Jakob Grimm widerholt, bei mehrfach gebotenem Anlaße, empfohlen sowie in eigener mustergültiger Prosa selber es befolgt: gerade, durch tunlichste Beschrenkung im Gebrauche der Artikel, die manigfacheren Formen starker Beugung zum Ausdrucke zu bringen. Alsdann erscheinen, außer —e und —en, doch auch Ausgänge auf —er, —es, —em. Einmal wird dadurch der Sprache ein Teil alter Kraft gewahrt, bez. zurück gegeben, zugleich aber einige Abwechselung in die Eintönigkeit stumpfer Ausgänge gebracht.

Also z. B. verdient die Fügung: ein Teil alter Kraft, hier den Vorzug gegenüber: der alten Kraft. Oder: mit frohem kindlichem Vertrauen nun ferner Tage — anstatt: mit dem frohen kindlichen Vertrauen der nun fernen Tage.

Nicht anders dürfte sich z. B. in nachfolgendem Satze folgende Formen-Wahl empfehlen:

„mit jenem uneigennützigen, in so mancher Lage schon und während langer Jahre erprobtem Sinne". Allerdings würde es ja heißen: mit jenem erprobten Sinne; die längere Einschachtelung jedoch, die Entfernung vom regierenden Fürworte, gestattet hier eine Wiederaufnahme starker Beugung. Im Mittelhochdeutschen galt Ähnliches.

Durch Meiden des Artikels gewinnet unsere Sprache aber nicht nur an klassischer Kraft und Schöne frühere Einbuße in bescheidenem Maße zurück; ebenwol erheischt solche bündige Kürze ein knapper Drahtungs-Stil. Ob hierin auch slawischen Mundarten mit ihrem edelen Formen-Reichtume notwendig unterlegen, vermag Deutsch als überhaupt noch deklinierende Sprache selbstredend in dieser Hinsicht mehr denn die ganz indeklinablen romanischen Sprachen, oder englisch. Doch auch die Skandinawen sind deshalb uns überlegen. Man sollte unter Entwickelung reicherer Beugungen einen wißenschaftlichen Drahtungs-Stil in höheren Schulen üben. Mit drei Wörtern können Romanen nicht sagen: Ankauf guter Papiere. —

Wer gute deutsche Prosa sich aneignen will, dem möchte — sei es in Hinsicht unserer Formen-Lehre, oder Syntax — gar keine

beßere Lese denn die mancher Schriften Jakob Grimms anzuraten sein.

Was den Gebrauch des bestimmten, also überhaupt möglichst einzuschrenkenden Artikels noch besonders angehet, so ist er vor allem da doch nur logisch statthaft, wo ein gegensätzlicher Begriff: dieser, oder: jener an sich denkbar wäre. Deshalb ist die Fügung: mit linker Hand, ohne demonstrativen Artikel, da vorzuziehen, wo es sich nicht um zwei linke Hände handelt.

Gleichfalls bedenke man, daß der unbestimmte Artikel ursprünglich entweder zählte, oder den Begriff „irgend ein" widergab. Man sage also: mit großem Gefolge, und nicht: mit einem großen.

Das Gefühl für den Wemfall ist in Allgemeinem noch reger denn das für den geradezu angefeindeten Genitiv; doch leidet auch jener bereits — nicht nur, wie oben erwähnt, durch Eindringen schwacher, also minder scharfer Formen, sondern eben wol durch syntaktische Verstöße.

Recht beliebt ist neuerdings folgender Fehler: Meine Verlobung mit Frl. N. N. älteste Tochter u. s. w. anstatt: ältester Tochter. Unbegreiflich, wie gebildete Ohren solche Liederlichkeit ertragen! Stumpfe Gleichgültigkeit bietet aber den Schlüßel dar.

Nimt man ein älteres Buch zur Hand, so belehret uns etwa der Titel:

Abriß badischer Heimats-Kunde
von
N. N.
großherzoglichem Schulrate.

Heute ist wiederum, in Verletzung eines noch gesunden sprachlichen Empfindens, öfters schon der Nominativ üblich.

Selbst das Gefühl für Wirkung eines den Dativ regierenden Vorwortes läßt man sich ertöden, ohne daß solches Titelbild etwa darzu verführte.

„Waren strömten herbei, aus Ländern aller Herren."

Doch nun versuche man die echt deutsche, uralte Einschachtelung des Wesfalles wie z. B. im biblischen: „in meines Vaters Hause" — und die stumpfsinnige Gegenwart stottert alsbalde ein: „aus aller Herren Länder".

Unsere niederdeutschen Mundarten haben bekanntlich den Wemfall eingebüßt: achter dat Hus heißt beides: hinter das Haus und hinterm Hause. Deshalb ist aber auch eine Beeinflußung

hochdeutscher Schriftsprache aus dem Norden so nachteilig für Formen-Lehre und Syntax. Einige Ausnahme macht heute noch das Niederländische, worin chattisch-sigambrischer Stoff die friesisch-sächsische Grundlage von Alters her bedingte.

Solcher Scheu, irgend welche Form noch wemfällig (dativisch) zu empfinden, entspringen manche Unarten. Jenes berufene „kom hier", anstatt: kom her, gilt zwar noch anstößig, doch ist gar viel Verwüstung im Zusammenhange damit schon angerichtet. „Kom nach hier", „nach oben", „nach unten", und derlei mehr, müßte für bürtige Hochdeutsche geradezu barbarisch klingen — wie jenes „ich sage es an Gustav"; so recht grob sinnlich aufgefaßt.

Mit welcher Sorgfalt ward früher doch ein Verständnis für die feinen Unterschiede: herauf — hinauf, herab — hinab u. s. w. in den Schulen geläutert und rege erhalten! Heute erblicken wir in weitesten Kreißen beschämende Verwilderung und Unkunde.

Um das Gefühl für den Dativ wiederum zu stärken, dürfte sich allgemein auch ein beßeres Beachten dativischer e der Einzahl empfehlen: Dache, Hause, Kinde. Regem sprachlichem Gefühle müßte ein deutsches „am Ort(e)" nicht anders klingen als lateinisch in urb(e). Jedoch ist die Schädigung schon alt. Geradezu schimpfierlich muß es heißen, wenn „Gebildete" unseres Volkes fort und fort den beleidigenden, ihrer unwürdigen Fehler sich bieten laßen: Verlag von „Gebrüder(n) Pätel"; nemlich ohne n. Kein Sextaner würde versetzt, der im Latein einen gleichwertigen Schnitzer machte. Im deutschen Reichs-Tage war vor einigen Jahren einmal zu hören: ein weiterer Versuch mit Knaben-Horts (nemlich: Horten) empfehle sich! In einer französischen Versammlung wäre eine ähnliche, wahrhaft schändliche Barbarei an der Muttersprache ausgezischt; nächstens hören wir vielleicht: in den Hands, mit kurzen Worts, u. s. w. Das Gefühl tiefer Beschämung fehlte jedoch den Hörern, die hinwider über einen Fehler in lateinischem Citate höhnen würden. Hoffentlich legt das Ausland nicht klassischen Maßstab an die stümperhafte Sprache solcher Reichs- und Landboten. —

Auch sonst beschert uns der Norden viele falsche Mehrzals-Bildungen, z. B. Böte, Bröte, Röhre u. s. w.; da doch Neutra unmöglich solche Formen entwickeln können. Es ist als ob man lat. vinum, Plur. vines deklinierte. Entweder muß es heißen „Brote" oder aber „Bröter", wie Worte und Wörter. Dann hört man im

Norden wieder die „Muffen" anstatt „Müffe". Vielfach verleihet man auch sonst Hauptwörtern anderes Geschlecht; und dann hört man aus niederdeutschem Munde eigentümlicher Weise mit-Vorzuge weibliche Form: z. B. die Backe, Geschwulst, Karre, Kolbe; Wörter, die in allen hochdeutschen Mundarten männlich sind: der Backe(n), und daher unbedingt auch in hochdeutscher Schriftsprache es sein müßen.

Im Hinblicke auf obiges Beispiel: zweier großer Wiesen, sei dann noch einiges bezüglich der Zahlwörter erwähnt. Wo die erlahmende Sprache irgends noch Beugung gestattet, unterdrücke man ja keine Bildung; namentlich gebürt solche unverbundenen Zahlwörtern. Ich habe vier Nüße, du hast fünfe. Die Mundarten sagen manche noch beßer: du hast er fünfe, d. i. ihrer earum. Im Mehrzals-Wemfalle gilt wol ziemlich allgemein die Endung, z. B. er fährt mit sechsen. Beschämend empfindet man auch hier, gegenüber neudeutscher Verarmung, wollautende Fülle des Slawischen; von „anderthalb" gibt es in russischer Sprache achtzehen Endungen. Daß unsere Schriftsprache jedoch, entgegen allen hochdeutschen Mundarten, den dreigeschlechtigen von unseren Klassikern noch geübten Unterschied: zween zwo zwei einbüßte, war für ein Bildungs-Volk wiederum schimpflich.

VII.

Wenden wir uns nun, zunächst nur übersichtlich, mancherlei Schädigung des Zeitwortes zu.

Nahezu die gesamte Wortbildung deutscher Sprache beruhet auf starkformiger, d. i. mit Wechsel des Selbstlautes im Stamme arbeitender Abwandlung unserer Zeitwörter.

Von wievielen Lehrern wird aber, im deutschen Unterrichte, solche Grundlage der Erkenntnis wol ihren Schülern dargeboten? Die Meisten haben selbst keine Ahnung davon. Wie ließe sich also von dieser Seite eine Stütze erhoffen gegen allzu raschen Niedergang alter schöner Formen! Nicht einmal die befangene Bezeichnung unregelmäßig für die starke Konjugation ist überall gewichen; da diese doch vielmehr unsere ursprüngliche Weise, und demnach eine älteste Regel darstellet.

Die Anzahl einst starkformiger Zeitwörter, die heute schwach abgewandelt werden, ist eine außerordentliche; und, teilweise auf Empfehlung von unkundiger Seite hin, wird sie größer und größer.

Wie leicht wäre es der Schule, z. B. die Präterita buk und briet zu retten! Warum werden Formen: backte, bratete im Aufsatze nicht als Fehler angestrichen? Ehemals galt auch: schade, schud, geschaden; nage, nug, genagen (wovon: genug); falte, fielt, gefalten; salze, fielz, gesalzen u. s. w. Noch unsere Klassiker üben: belle, boll, gebollen. Zerstört wird auch vielfach der Unterschied schon zwischen schwachformigem Transitive und starkformigem Intransitive, z. B. bleiche, bleichte, gebleicht — gegenüber: bleiche, blich, geblichen.

Widersinnig ist eine Vergangenheit „standen", welche Form ja gerade doch Gegenwart ist. Wir standen (engl. we stand) eben da, wo wir unseren Stand haben, nicht aber: hatten. Das Zeitwort muß nach wachse, wuchs, gewachsen abgewandelt werden: stande, stund (eigentlich: stuend), gestanden. Nahezu unsere sämtlichen Mundarten konjugieren hier noch richtig. Konjunktiv: stüende; mit Länge wie der Indikativ.

Aus Kreißen, wo man es nicht vermuten dürfte, habe ich gehört: er befleißte sich — anstatt: befliß — gemelkt für gemolken, waschte für wusch, u. s. w. Nirgends Abwehr, nirgends Hülfe; denn eigene Unkunde vermag nicht rechten Pfad zu weisen.

Wenn jedoch eine an sich recht gute, obwol in älterer Sprache unbelegte, starke Form frug sich hervor wagt, so wird ein wirkliches Treibjagen darauf gehalten; anstatt sich zu freuen, daß ein schwindendes sprachliches Vermögen auch einmal noch sich gelegentlich aufraffe: gewißer Maßen zum Ersatze für unzählige Einbußen. Wie ein blindes Huhn ein Körnlein picket, soll hier dann zur Schau getragener Eifer über weite Gefilde des ödesten Nichtwißens hinweg teuschen.

Halb im Vergeßen sind auch die schönen starken Imperative: brich, gib, nim, sprich, tritt, u. s. w. — aber in meiner Kindheit hätte jeder Gebildete sich doch vor blaßem: breche, gebe, nehme, spreche, trete noch gestreubt; welche Formen die schale Fortschritts-Sprache unserer so vielfach schädlichen Presse schon recht munter in Gang gebracht hat.

Bemerket sei hierbei noch zugleich, daß den Imperativen starker Konjugation überhaupt kein vokalischer Ausgang gebürt. So ist spring, schlag, ruf, kom, beßer denn: springe, u. s. w. —

Auch für heutigen Drahtungs-Stil wäre allgemeinere übereinkömliche Ausprägung einsilbiger Imperative doch von Belange;

also z. B. „kom heute" fest unterschieden von „(ich) komme heute", ohne Fürwort, wie lat. veniam hodie, russisch: prijdu segodnja. Bei starkformigen Zeitwörtern wäre, wie erwähnt, ein Apostroph hinterm Imperative widersinnig; bei schwachformigen Imperativen setze man ihn. Z. B. „verkauf' und tausch' Pfandbriefe gegen neue Anleihe, send' hierher; oder kom selber und bring mit!"

Ganz abscheulich und das Ohr beleidigend ist dann wieder folgende Neuerung; die allerdings in einigen unserer minder bewahrsamen Mundarten eine Stütze, doch keine Entschuldigung findet: du liest, heißt, wäscht — anstatt: liesest, heißest, wäschest. Keinem Menschen fiele doch ein, wegen des schließenden s nun den Genitiv von Haus etwa „des Haus", anstatt: Hauses zu bilden; im Gegenteile wird ja gerade dieserhalb durch Bewahrung des e eine zweisilbige Form geboten, entgegen gekürztem „Strals".

Mir, dessen Wiege im nördlichen Hessen gestanden, klinget ein „du heißt" gerade so widerwärtig und unerträglich als etwa „du gibt". Wahrscheinlich ergehet es meinen heimischen Volks-Genoßen allesamt desgleichen.

Allerdings ist gerade ein niederhessisches Ohr empfindlich gegen so manche Härten heutiger Schriftsprache. Wie weich z. B. „he denket" gegenüber: er denkt. Freilich spricht diß auch Niemand, sondern nur: dengt; — nkt ist eine grausame Verknüpfung. So empföhle sich wirklich, bei allzu arger Haüfung der Mitlaute, die weiche zweisilbige Form herzustellen. Mich dünket, du finnest, es erhellet. Der Ungeschmack gehet so weit, daß Dichter eher die unaussprechliche Barbarei: „und findst du" schreiben, ehe sich ein solcher zu leichtem: „und findest" (ohne du) etwa einmal entschlößе.

Außer nach zweien Mitlauten verwende man vollere Form, aus anderem Grunde der Deutlichkeit, auch nach s und h; z. B. er sihet, sie löset. Falsch wäre sie, selbst dem Mittelhochdeutschen gegenüber, nirgends. Hierunter soll übrigens eingehends in besonderem Abschnitte erörtert werden, was sonst aufs Zeitwort, zumal im Ablaute, alles Bezug hat. An dieser Stelle sei nur noch erwähnt, daß man doch bei schwacher Konjugation den förmlichen Unterschied auch zwischen Konjunktiv und Indikativ der Vergangenheit beßer wahren wolle: liebtest (amabas) gegenüber liebetest (amares), unter angemeßener Betonung mittlerer Silbe.

Im Anschluße dann eine Mahnung allgemeinerer Art. In Folge statlicher Verschiebung des deutschen Schwerpunktes wird

unsere neuhochdeutsche Schriftsprache ungünstiger Weise in jüngster Zeit stark aus dem Nordosten beeinflußt. Dort wohnen jedoch niederdeutsche Leute, deren Muttersprache eigentlich doch platdeutsch. Die niederdeutschen Mundarten sind gewiss auch wertvoll, öfters schön und traulich; nur stehen sie eben, sowol nach Formen-Lehre als im Satzbaue, vom hochdeutschen nicht minder ab als das provenzalische von der Langue d'oui, oder polnisch von tschechisch.

Nun und nimmer möchte irgend welche Sprache aber die Wurzeln ihrer Kraft und ihres Wachstumes in fremdsprachigem Gebiete finden — derlei Annahme wäre geradezu ja widersinnig.

Da Kaiser Rudolf, der große Habsburger und Erneuerer des Reiches aus hohenstaufischer Zerrüttung, als Erster das Latein aus den kaiserlichen Kanzleien verwies, gedieh niederösterreichische Mundart, worin Gudrun und Nibelunge-Lied abgefaßt, und die auch zumeist die Sprache unserer Minnesänger färbte — schon seit am Hofe der Babenberger edelste Dichtung geblühet hatte — mehr und mehr zur Grundlage deutscher Verwaltungs- und Gerichts-Sprache. Beide wichtigste mittelhochdeutsche Dichter: Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelwaide waren baierisch-österreichisches Stammes. Eigentümlich daß weder fränkisch als Sprache der Reichs-Begründer, noch schwäbisch als diejenige hohenstaufischer Zeit zu solcher statsmännischen Bedeutsamkeit erwuchs. Nicht anders hat später Luther sich bei seiner Bibel-Übersetzung an dieses Muster gehalten, nicht jedoch sich meissnisch-düringischer Mundart bedient. —

Wir dürfen durchaus nicht, bei Beurteilung mancher, oft triegender Erscheinungen, solches geschichtlichen Verhältnisses vergeßen. Auch ist es mit gutem Fuge, wenn noch heute die Aussprache am Wiener Burgtheater für deutsche Bühnen sich geltend macht. Selbstredend darf sie nur niemals sich über wißenschaftliche geschichtliche Erkenntnis stellen wollen. Im Dienste dieser möge sie helfen, zu vermitteln und zu fördern.

Dem niederdeutschen ist in seinen meisten Mundarten beim Hauptworte der Dativ, beim Zeitworte der Konjunktiv leider abhanden gekommen. Deshalb straucheln selbst gebildete Leute aus dem Norden, zumal aber dem Nordosten, so leicht, und namentlich im hochdeutschen Satzbaue. Jenes unsichere Schwanken zwischen balde vermisstem, balde an schiefer Stelle verwandtem Dative: er war auf das Dach — dann wieder: ich gehe Sonntags in der

Kirche — wie man zu Berlin es unabläßlich hören kann, ist nun doch zu plump für hochdeutsch bürtige Menschen, um sie irre werden zu laßen. Anders muß hinwider ein Unterdrücken des Konjunktives allmählich auf angeborenes richtiges sprachliches Gefühl wirken.

Wenn aus tausend und abertausend Quellen uns Wendungen entgegen gebracht werden, vor allem sogar von amtlicher Stelle, etwa wie: „ich dachte, er war da", so kann der Verderb nicht ausbleiben.

Auch diß ist, als in beabsichtigtem konjunktivischem Sinne, ebenwol falsch: „du durftest aber das ja nicht tuen!" In Wahrheit, nemlich nach Form und Geiste hochdeutscher Sprache, würde der Satz besagen, daß Jemand etwas nicht tuen durfte, und die Handlung also auch wirklich unterblieb. In niederdeutschem (norddeutschem) Munde ist jedoch, mit konjunktivischem Sinne, die Meinung obiger Rede: „du hättest aber das ja nicht tuen gedurft!" — wofür sich auch sagen ließe: „du dürftest aber das ja nicht getan haben!"

So ist der aus gebildetstem norddeutschem Munde hörbare Satz: „kam er, so war er verloren", in dem etwa beabsichtigten Sinne: „wäre er gekommen, so wäre er verloren (gewesen)", barer Unsinn. Sprachlogisch würden die Worte völlig anderes besagen; allenfalls, daß so oft er kam, es wirklich ihm zum Unglücke war.

Auch die Zeiten-Folge, die consecutio temporum ist geboten: ich wünsche daß er bleibe; ich wünschte daß er bliebe. Wann nemlich beide Begriffe zeitlich in einander greifen.

Man muß, Angesichts des schon ziemlich eingerißenen Fehlers, also darauf achten, dem Konjunktive sein Recht zu wahren. Wer des Lateins mächtig ist, mag leichter um die Klippe herum kommen; für Andere empfiehlt sich an Schriftstellern älterer Zeit ihr sprachliches Gefühl zu beleben. Solche mögen sich erinnern, was Göthe erzählt: wie er sein Deutsch an Schriften eines Geiler's von Kaisersberg, Fischart's, Sebastian Brant's, u. s. w. gebildet habe. Schon oben ward dieser Hinweis dargeboten.

Zweierlei vergeßen unberufene laienhafte Hofmeisterer der Sprache zumeist. Allgemein verwechseln solche gar leichtlich die Begriffe: „können" und „kennen" hierbei. Jemand der deutsch als Muttersprache immerhin fließend sprechen kann, erwarb dadurch noch lange nicht eine wißenschaftliche geschichtliche Erkenntnis der

Sprache; auch möchten Fehler und Zweifel nur zum Teile und mangelhaft, öfters gar nicht, lediglich aus der Gegenwart begriffen werden. Wie im Gleichnisse erwogen, ein rüstiger Wanderer doch durchaus noch nicht, etwa dieserhalb, nun auch ein Kundiger der Anatomie des Fußes und Schenkels sein muß, vertrauet mit allem Gefüge der Knochen, Sehnen, Muskeln, Nerven und des Blutes. Jener beugt und strecket die Gelenke ebenwol, ja ohne Erkenntnis solcher wunderbaren göttlichen Tat, ohne Ahnung ihrer Gesetze. So auch redet ein Mensch seine Muttersprache, und weiß nicht, aus welchem Vermögen, nach welcher Regel er es tuet, wie es geschihet.

In anderer Hinsicht muß immer von neuem erinnert werden, daß wir eine hochdeutsche Schriftsprache besitzen, d. h. nicht eine solche höherer Stände, welch kindliche Auffaßung seit Gottsched und Adelung entstanden ist. Höchstes Deutsch wird in den Alpen, niedrigstes in den Marschen gesprochen. Die hochdeutsche Schriftsprache wurzelt in hochdeutschen Mundarten; die niederdeutschen Stämme haben keine einheitliche Schriftsprache zu Wege gebracht; jene aber darf niemals ihres Ursprunges uneingedenk sein. —

Die Schiffs-Ausdrücke seefahrender Nordgermanen, und zwar der Skandinawen und der Niederdeutschen, haben viel Gemeinsames. Leider ist die durchaus dazu entwickelte niedersächsische Mundart, oder etwa auch die holländische, nicht zur Befehls-Sprache kaiserlicher Flotte erhoben; was statsmännisch von außerordentlicher Tragweite gewesen wäre.

Heute herscht mundartlich ein widriges Gemenge; man vergaß, daß aller Messing unedel sei. Bord, Flotte, Leck, Mate, Reep, Spriet sind niederdeutsch; Bort, Floße, Lech, Matz, Reif, Sprieß aber hochdeutsch. Jakob Grimm verfuhr mit folgerichtiger Entschiedenheit. Er verwies alle niederdeutsche Wörter aus dem hochdeutschen Wörterbuche (Vorrede a. S. XV): „sie würden sich eher in ein niederländisches, englisches oder gar dänisches fügen!"

So laße man im Geiste Grimm's niemals außer Acht, daß Hochdeutsch bezüglich der Wörter, Beugungen und echter Satzfüge doch Sprache des Südens, der Berge ist. —

Übrigens wollen wir niederdeutscher Sprache auch an ihrem Teile gerecht werden. Altertümlicher ist sie geblieben bezüglich der Umschreibung zukünftiger Zeit durch „sollen", anstatt durch „werden". Bei allen Germanen, von der Gothen-Bibel Wulfilans

bis aufs englische unserer Tage, ward und wird veniam, je viendrai durch „soll kommen“ (skal quiman, shall come) widergegeben. Das neuhochdeutsche: ich werde lieben, neben: ich werde geliebt, ist sehr unbeholfen. Nebenbei ist die Form jenes scheinbaren Futurs eine durchaus falsche, der gewaltsam hinein getragene Sinn ein willkürlicher. Ich werde groß, ich werde Schloßer, ich werde „eßen“ — nun da würde der Sprecher eben zu einem Eßen, zu einer Speise. Entstanden ist die wunderliche Fügung auch nur durch Verstümmelung; ursprünglich hieß es vielmehr: ich werde eßend, liebend, u. s. w. Es war conjugatio periphrastica, und galt z. B. auch: wurdet liebend.

Nun sollten wir doch mindestens die wahrhaft barbarische Verknüpfung meiden: „es fanden sich einige Mängel, die aber abgestellet werden werden“; hier dürften wir unbedingt an älterem: „die aber abgestellet werden sollen“ fest halten. Heute verstößt man lieber gegen die regelrechte Satzfolge, indem man ein „werden abgestellet werden“ versucht, ehe man sich entschließen mag, die abscheuliche, von hölzernen Pedanten erfundene Umschreibung des Futuri Passivi ein und für alle Mal zu verwerfen.

Das eine oder andere des in folgenden Abschnitten oder Briefen Erörterten mag vielleicht diesen oder jenen nicht in gleichem Maße ansprechen; doch ist der Stoff ja so reich und vielseitig. Auch heißt es: wer Vieles bringe, solle manchem etwas bieten. Und wie Grimm zum Wörterbuche meinte: woran Jemand ein erstes Mal vorüber gehe, munde etwa ihm bei zweitem Kosten.

VIII.

Die Aussprache unseres Neuhochdeutschen ist heute — weil die gebildeten Kreiße sich eben ohne alle geschichtliche Fühlung und Führung befinden — eine so bunte, schwankende, als solches wol bei keinem anderem Volke erhört ist, oder denkbar wäre.

So sind z. B. von Tag dies vier Aussprachen durchaus hoffähig; mit Kürze: Tag und Tach, mit Dehnung Tâg und Tâch. Hinzu gesellet sich dann, zwar als nachläßig empfunden doch immer auch bei Vornehmen noch möglich, die Vertretung des T durch D; sodaß acht Aussprachen vorkommen, wovon eine Hälfte ganz, die andere halb hoffähig. Ja, mancher wechselt im Laufe

des Gespräches, und bietet balde wol diese, balde wol jene Form. Wie müßen Fremde sich davon betroffen fühlen!

Was gerade der Laut g verschuldet habe, daß man ihm in hochdeutscher Schriftsprache seine Heimstätte zu Gunsten jegliches mundartlichen Einflußes verkümmert hat, ist schwer zu sagen. Allgemein verhält sich g zu k, wie d zu t, oder b zu p. Streng hochdeutsch dürfte er niemals aspiriert, angehaucht ausgesprochen werden, weder als ch, noch weicher gefaßt als gh. Wer auf Grund seiner heimatlichen besonderen, mundartlichen Gepflogenheit etwa Zugh anstatt Zug (Zuk) ausspricht, dürfte mit ganz gleichem Fuge auch Weif z. B. für Weib in schrifthochdeutschem Vortrage sich gestatten. Gleichmäßig in jeder Lage, ob im Anlaute, Inlaute, Auslaute, erfordert echtes hochdeutsch — entgegen niederdeutscher oder vielfach zum Teile auch mittelländischer Neigung — die Aussprache des g als französisch gemeintes, unmisverständliches gué.

Man mochte innerhalb eines Menschen-Alters genau verfolgen, wie die übele Aussprache, d. h. für echtes Hochdeutsch unbefugte, des g als gh gen Süden vorgerückt ist. Hier muß Wandel geschaffen werden. — Hinwider dringt von Westen nach Osten ein Fehler vor, in den Silben ing und ung überhaupt kein g mehr zu sprechen, sondern bloßen Nasal hören zu laßen. In den Imperativen sin͂g und sin͂k verlangt jedoch g sein gleich gutes Recht als k. Lieber laße man sie überein lauten, ehe man g unterdrückt. Denn der Nasal, dessen Zeichen ͂ ist, wird weder vor g noch vor k in unserer Schrift angedeutet; g aber ist mit Nichten das Zeichen dafür. Diese Befangenheit, namentlich mundartlicher Aufzeichner, ist schon so weit gediehen, daß solche vermeinen, ein k setzen zu sollen, wo sie einfach wahres g in einer Aussprache zu überliefern Willens sind.

Betrachten wir nun das Verhältnis alter echter Kürze, unechter jüngerer Dehnung, sowie echter Länge, bezüglich solcher Wörter als „Tag“. Hier möchte sich die in niederdeutschem Sprachgebiete, sowie für manche Wörter auch in Hessen noch gültige Kürze doch mindestens für die einsilbigen Formen empfehlen. Also z. B. Gläs, Gräb, und mit unechter Dehnung für zweisilbige Formen: Gläses, Gràbes. Echte Längen sind meistens nach mundartlichem Anhalte zu erkennen; z. B. ward echtes â: Schlâf — Schlâfes, so ziemlich in all unseren Mundarten ô, in Schwaben au.

Fürs u bestehen gegenteilige Fehler; denn während man Wörter wie: Flug, Zug, u. s. w. fehlerhafter Weise heute meistens

gedehnt ausspricht, wird noch weit übler mancherwärts in: Buch, Huste, deren u doch auf dem Diphthongen uo beruhet, Kürze gehört. Das kömt davon, daß man kurz u mit seinem Umlaute ü: Zug — Züge, in der Schreibung von ue mit üe: Buech — Büecher, nicht mehr sondert. Von Wörtern wie: Zug — dürften wiederum nur die zweisilbigen Formen mit unechter Dehnung gesprochen werden. Auch der vielfach heute versuchten, widersinnigen Schreibung „Mueller" sei hier gedacht, was doch niemals als „Müller" etwa gelesen werden dürfte. Denn ue lautet mit Nichten ü; möchte aber vollends nie als Kürze gelten, da es ja Diphthong ist. Das Lautbild „Mueller" soll ja auch wirklich die Bedeutung verhüllen; da Mancher den Ehren-Namen „Müller" nicht tragen wollte.

Besonders unangenehm berührt es gebildete Ohren, wenn man in Dienst, Mônd, und manch anderen, Kürze zu hören bekömt; diß namentlich in Baden.

Alle einzelne Fälle hier erörtern zu wollen — wie etwa der schlesische Mund die Selbstlaute zumeist mishandelt, indem er schier sämtliche echte Längen kürzet, die Kürzen dehnet: Süß (aus Fuoß) neben: Gerûch — würde allzu weit uns ableiten. Hierfür möchte immerhin der Unterricht an Schulen, wo Mittelhochdeutsch gelehrt wird, oder künftig etwa gothisch, nutzbar gemacht werden.

Die unechte Dehnung des o und ö in geschloßenen Silben, die seit jüngster Zeit aus Niederdeutschland eingeschmuggelt ward, Boord, Bœrse, Wœrth anstatt: Bort, Börse, Wörth ist durchaus verwerflich, und müßte hochdeutschem Ohre eben solcher Verdruß sein als Woord für Wort, mœrderisch, u. s. w. Der kurz gesprochene Orts-Name Wörth ist in Hochdeutschland recht häufig; nichts desto weniger sprach man dem Auswärtigen unbedacht die Verderbnis des heimatlichen Namens nach.

Allgemein sei erwähnt, daß nach klassischer Rechtschreibung in allen Sprachen der einfach gesetzte Selbstlaut in erster Reihe als Kürze galt. So ward „Rate" gesprochen, wie heute wir ungut es durch „Ratte" widergeben; die Länge ward durch zwei Selbstlaute bezeichnet, über die als Silben-Schluß der Giebel kam: râten. Später ließ man einen Selbstlaut fehlen: râten. Das ist auch das einzig Richtige; wir hinwider sind nicht im Stande, kurz gemeintes „ja", oder „na" unmisverständlich zu schreiben.

Gedoppelte, dann aber auf Assimilation beruhende Mitlaute wurden auch zwiefach gehört: Es'se, küs'sen.

Eingehends hinwider muß uns beschäftigen die arge Zerrüttung unserer unterschiedlichen e-Laute, in Folge eingerißener Ziererei, woran namentlich Schuld ist, daß wir neben e reineweg orthographisch, aber mit vollendeter Willkür und fehlerhaft, auch noch ein Zeichen ä eingeführt haben.

Wol in den meisten, ob nicht in allen Sprachen gibt es zwiefach gefärbten e-Laut: einen hohen spitzen (franz. é), einen tiefen breiten (franz. è). Wir haben fürs Deutsche hierbei zunächst nur die ursprünglichen Kürzen im Auge, die heute vielfach wieder, unechter Maße, gedehnt ausgesprochen werden. Echte Längen beruhen alle Mal auf verengtem Diphthonge, und da kann auch ê unterschiedlicher Herkunft doch sein.

Was also die alte Kürze und heutige Dehnung betrifft, so ist zu merken, daß vor Allem wir gänzlich davon absehen müßen, ob der Laut bei unserer neuzeitlichen Misschreibung etwa durch e oder durch ä dargestellet werde. So lange unsere Schreibung nicht wißenschaftlich gelaütert und erst geregelt ward, darf jener willkürliche, von völliger Unkunde geschaffene Umstand durchaus nicht als maßgebend für richtige Aussprache erachtet werden.

In der Tat hat heillose Verwirrung es sogar zu Wege gebracht, daß wir ä da schreiben, wo é oder gedehnt ê doch meistens gesprochen werden müßte; umgekehrt gebührt in großer Anzahl geschriebenem e die Aussprache ä (französisch è). —

Für den Laien genüge folgender Anhalt. Wo im Stamme a gilt, in der Endung aber i sich fand, entstund als Umlaut hohes spitzes e. Also ward ahd. grabit zu grebit, grebet, grebt; tragit zu tregt, Andi zu Ende, satzian zu setzen, stallian zu stellen, smakian zu schmecken, brannian zu brennen, Asil zu Esel u. s. w. In all solchen Wörtern muß denkbar dünnstes e gesprochen werden; denn Umlaut des a ist mit Nichten etwa ä, sondern eben spitzes feines e.

Wo nun kurzsichtige Torheit, die vom alten Gesetze der Sprache ja keine Ahnung hatte, so zu sagen drauf gestoßen ward, daß ein gewisses e wol aus a stamme, da wollte man dann eigener stumpfer Vorstellung zu Hülfe kommen, und mahlte ein ä als Zaunpfal hin. Das blieb nun so lange ein unschuldiges Spiel; bis in jüngerer Zeit jedoch fortschreitende Torheit darauf verfiel, an der Hand unrichtiger Schreibung ebenwol den Laut, die bislang ungeschädiget gelaßene Aussprache zu fälschen. Bislang hatte doch nur das Auge des etwa Sprachkundigen Anstoß an falschem

Lautbilde genommen: Hände — anstatt: Hende = Handi — genau wie Ende = Andi, wodurch Zusammengehörigkeit gestört ward; wie z. B. man von sitzen wol das Transitiv noch setzen, von trinken hinwider tränken (ahd. trankian, mhd. trenken) schreibt.

Heute wird aber das Kind in der Schule auch noch vom unkundigen Lehrer angeleitet, in den falschen Lautbildern: gräbt, schlägt, trägt wirklich ein ä zu sprechen; indessen doch ganz dünnes grebt, schlegt, tregt alleine richtig ist. Es muß erzehlen und wehlen ausgesprochen werden, gerade weil sie von Zahl und Wahl herkommen. —

Jeder deutsche Mund spricht es bis zur Stunde, wenn nicht eigener Wahn, oder falsche Lehre ihn berücken, sich selbst etwa Zwang anzutuen. —

Wir gelangen nun zum Widerspiele. Wo im Stamme i gilt oder galt, in der Endung aber a oder û sich fand, entstund als s. g. Brechung tiefes breites e (franz. è: père, mère). Dieses ward im Mittelhochdeutschen durch ë angedeutet, und ihm gebürt die Aussprache eines echten dicken ä. Öfters hört man in einer Sippe, in einem Hause, wie Eltern oder Großeltern wol noch richtig „läben", die Kinder aber schon falsches „lêben" sprechen. Dieser von der Schule angerichtete Unfug ist heute wol am Weitesten zu Berlin gediehen. Widerwärtig hört es sich an.

Beide e-Laute rühren also her aus wechselsamer Beeinflußung von a und i; nur die Reihe-Folge entscheidet über Färbung des Lautes. Die Folge a — i erzeugte den hohen spitzen dünnen Laut (franz. é), die umgekehrte Folge i — a dagegen den tiefen breiten dicken Laut (franz. è). Der Vorgang war nemlich so, daß z. B. aus Bisamo (scopae, balai) durch eine Art lautlicher Stralung, die wir Brechung nennen, ein Biasam, Beasem, Bësem entstanden ist.

Und wiederum wird kein bürtiger deutscher Mensch, der nicht bewußter Maße gewaltsam seine Aussprache drückt, in Besen (beßer: Besem) den gleichen e-Laut hören laßen, als in Esel. Er wird, ohne etwaige Ziererei, vielmehr richtiges Bësem, Bäsem (franz. bèseme) sprechen.

Vor drei Jahrzehenden durfte J. Grimm noch äußern: den Nichtdeutschen erkenne man, wenn solcher etwa lêben (vivere) nemlich anstatt richtiges echtes „läben" spreche. So auch muß in den Zeitwörten geben — gibst, nemen — nimst, lesen — lisest, u. s. w., worin i doch (mindestens nach Grimm's, nur später von Scherer

versuchter einschrenkender Lehre) älterer, ursprünglicher Laut ist, durchaus nicht spitzes e, sondern breites ë, ä, è gehört werden.

Der alte Unterschied zwischen: ich gëbe (do, je donne) und: ich gäbe (darem, que je donnasse) muß vor allem in Verschiedenheit der Kürze und Länge wiederum angestrebt werden. Die hessische Mundart unterscheidet bis zur Stunde recht hübsch: mer gäwwe (damus), und mer gëwe (daremus); was für diesen Volks-Stamm seine volle geschichtliche Berechtigung hat.

Für die Gegenwart, d. h. bis einmal von wirklich berufenen, germanistisch zuständigen Männern der namenlose Wust unserer durch die jüngste amtliche Neuerung nur noch verschlimmbeßerten Misschreibung ausgefegt wäre, wolle man für Schule und Leben folgende Sätze beachten.

Man trage in den Fibeln es geradezu vor, daß deutschem e, nach Wörtern unterschiedlich, zweierlei Laut gebüre; daß es grundfalsch sei, in Besem, leben, Wesen das e (franz. é) eben so etwa auszusprechen als in Esel, dehnen, zehren.

Daß e und ä (einstweilen noch bis zu neuer Regelung) zumal Zeichen fürs Auge seien, und ihre Verschiedenheit anderen, vielfach unrichtigen Grund doch habe; daß eine verbeßerte Rechtschreibung das erst in die Reihe und Fuge bringen müße und solle.

Man hüte sich ja, ohne eigene sprachgeschichtliche Kenntnis die Aussprache des Kindes zu beeinflußen; die ungeheure Mehrheit in deutschem Volke handhabet, sich selbst überlaßen, immer noch den alten echten Unterschied zwischen e und ë. J. Grimm wünschte lebhaft ihn hergestellet, worüber im Wörterbuche zu vergleichen (3. Band, Spalte 4).

Man strebe allmählich mehr und mehr an, wo eine schwankende Schreibung es gestattet, schon heute den Umlaut des ursprünglich kurzen a durch e widerzugeben, und diß recht dünne zu sprechen: Eltern, Ermel, Ernte, nemlich (von Name), behende (von Hand). Auch bei heutiger Dehnung alter Kürze wage man getrost einmal z. B. erzehlen; Nachfolge soll nicht ausbleiben. Der alte Satz lautet doch nicht: „Sprich, wie du schreibest", und noch weniger: „Sprich, wie du fälschlich schreibest"; sondern: „Schreib, wie du richtig sprichst". Richtigkeit aber lehrt geschichtlicher Verhalt.

Zu wünschen wäre auch eine Sonderung beider ehemals strenge geschiedener Diphthonge ei und ai. Diese hat lediglich

unsere vergröberte Schriftsprache — zumal durch Luthers Schuld — in der Weise zusammen rinnen laßen, daß man gemeiniglich heute gleichmäßig ai spricht, und eben so gleichmäßig ei schreibt. Richtig wäre vielmehr, in gewissen Wörtern ei zu schreiben und zu sprechen; in anderen hinwider desgleichen ai. Luther verließ in diesem einen Punkte das Muster kaiserlicher Kanzlei-Sprache, um aber auch sofort zu straucheln. Überhaupt hat Luther, wie Grimm in der Vorrede zum Wörterbuche besonders ausführt, nicht den wesentlichen Einfluß auf Bildung des Neuhochdeutschen geübt, als man gewöhnlich glaubt.

Unvergänglich ist jedoch sein Ruhm, die Schmach der Fremdwörterei aus deutscher Bibel ferne gehalten zu haben.

Bezüglich ei und ai, so ist z. B. weit und breit falsch; es muß „weit und brait“ gelten, wie englisch: wide and broad.

J. Grimm nannte das Zusammenrinnen ein Gebrechen neuhochdeutscher Schriftsprache. In der Tat gibt es zwischen Island und Tirol keine echte germanische Mundart, worin gleicher Unfug eingerißen wäre. Daß wir heute weichen (cedere) und waichen (mollire) nicht mehr zu sondern vermögen, würde das Ohr unserer Vorfahren just so verletzt haben, als etwa uns ein Verwirren von Eile (festinatio) und Eule (ulula).

Echtes ei entsprang aus î; wo solches i gilt, durfte echtes ai — ob auch unguter Weise, sich in ei verengen. Beide Laute fielen doch nicht zusammen.

Als aber i zu ei, und in manchen Mundarten sogar zu ai fortschritt, durfte jenes alte echte ai (ei) nicht stehen bleiben, sich nicht überholen laßen. Das ist dann auch nirgends geschehen.

Englisch: my Clothes;

schwedisch, dänisch, platdeutsch: mîn Klêd;

niederhessisch: min͂ Kleid;

alemannisch: mî Kleid;

niederösterreichisch, sowie bei Bruchsal und Bretten: mein Klaid;

oberhessisch: mai͂ Klâd;

wetterauisch: mai͂ Klâd;

schwäbisch: mei Kloid;

baierisch: mai Kload;

einzel-tirolisch: mâ Kload;

meissnisch-schlesisch: main Klêd; u. s. w.

Überall saubere Sichtung des Lautstandes, keine Mundart so abscheulich verworren als unsere geschädigte Bücher-Sprache.

Wir müßten, Jeder in seiner engeren Heimat, nur sorgsam auf die örtliche Mundart achten — sie nicht verachten, sondern mit liebevoller Widmung und Hingabe aus ihr zu lernen suchen; dann wäre auch für die Schriftsprache der überall ja noch vorhandene Unterschied beider Diphthonge leicht herzustellen. Hier wäre also die Lautfärbung ei, ai geschichtlich berechtiget: weit und brait, mein Klaid, Weishait, u. s. w.

Unsere deutschen Mundarten sind vielfach feiner gefügt, wollautender, richtiger denn die Schriftsprache.

Auch eine wißenschaftliche Sonderung von eu und aü, sowol für Auge als Ohr, möchte wiederum angebahnt werden. Hier spielen jedoch mehrfache Erwägungen mit ein, die erst durch eine neue, amtlich geregelte, wißenschaftliche — nicht aber laienhaft schulrätliche Rechtschreibung beglichen werden dürften.

Die heutige Scheidung ist falsch.

Nur auf einen Umstand mag die Aufmerksamkeit gebildeter Laien bereits jetzo gelenket werden.

Im Diphthongen au färbt tatsächlich der Umlaut das u, nicht das a. Niemand spricht etwa wirklich: Bä—ume, ohne Ausnahme lautet es vielmehr: Ba—üme; nemlich a und ü in rascher Folge gesprochen. Warum also hier anders schreiben denn sprechen? wodurch Ausländer doch zur Irrung verleitet werden.

Allgemein beachtbar für unsere gesamte neuhochdeutsche Aussprache muß übrigens eine Mahnung gelten. Dem übelen Triebe: den ganzen Nachdruck je auf eine Silbe eines Wortes zu versammeln, alle andere jedoch in der Betonung zu vernachläßigen, muß mit voller Entschiedenheit widerstrebt werden, falls unsere Sprache nicht den letzten Teil alter Kraft und Schöne noch einbüßen soll.

IX.

Bei der großen Wichtigkeit der starken Konjugation oder Abwandelung im Deutschen für unsere gesamte Wortbildungs-Lehre seien hier Muster aller einzelner Gänge aufgestellet.

Dieser Abschnitt ist für solche Leser zumal eingefügt, die sich noch genauer über schon Vorgängiges aufklären wollen; etwaige Wiederholungen, sowie einige wegen des Zusammenhanges gebotene Vorgriffe wolle man daher mit in Kauf nehmen. Vielleicht überschlägt ihn **zunächst** Mancher, um dann am Schluße des ganzen Heftes darauf **zurück** zu greifen.

A. Ablautende Konjugation.

1. a.

Präs. ich trinke, du trinkest, er trinket; wir trinken, ir trinket, sie trinken(t).

Imper. trink.

Indik. Präter. ich trank, du trankest, er trank; wir trunken, ir trunket, sie trunken.

Konj. Präter. ich trünke, u. s. w.

Part. getrunken.

1. b.

Präs. ich hēlfe, du hilfest, er hilfet; wir hēlfen, ir hēlfet, sie hēlfen(t).

Imper. hilf.

Indik. Präter. ich half, du halfest, er half; wir hulfen, ir hulfet, sie hulfen.

Konj. Präter. ich hülfe, u. s. w.

Part. geholfen.

Diese erste ablautende Konjugation hat mehrkonsonantisch schließende Stämme. Befleißen muß man sich, die ll, mm, nn auch zwiefach zu sprechen: hēl'le, schwim'me, sin'ne; sie sind angeglichen aus ld, mb, nd. Der Selbstlaut der Wurzel erscheint im a der Vergangenheit. Dieses a schwächte sich über dünnes e bis zu i: trank, trenk, trink. Vor l und r wirkte alsdann aber später ein a der Endung sogenannte Brechung: hilfa, hialfa, healfa, hēlfe; wirda, wiarda, wearda, wērde. Solches ē ist so dick oder breit als möglich, wie ä zu sprechen; indessen umgekehrt der Umlaut von a: Hand — Hende, so dünne als nur irgend möglich ausgesprochen werden muß. —

Verfaßer dieser sprachlichen Briefe hat an anderem Orte vorentwickelte Grimmische Auffaßung über das Alter der i gegen Scherer eingehends verteidiget.

Da Gegenwart und Vergangenheit in der Einzal beide ursprünglich den Selbstlaut a hegten, so trat für die Vergangenheit

noch Reduplikation hinzu: chachalpa (half); weshalb dann auch hier das wurzelhafte a der Schwächung in e und i entgieng. Dieses frühe dünne e ist also gar wol von dem viel jüngeren ë (ä) zu unterscheiden. Der lautliche Wandel in dem Worte verlief: half helf hilf hialf healf hëlf (hälf). Fürs Gesetz der Brechung ist zu beachten, daß sich hëlfen zu trinken verhält, wie geholfen zu getrunken; gahulfan mußte, wegen des l, zu geholfen werden durch folgendes a.

Der Selbstlaut der Vergangenheit in ihrer Mehrzal war u. In jenem Sprüchlein: „wie die Alten fungen, zwitschern die Jungen!“ verhinderte der Reim, daß falsches „sangen“ sich einschliche. In feierlicher Rede sollte man dem „wir bunden“, „wir funden“ wiederum gerecht werden; es heißt ja auch noch „wir wurden“, gegenüber „ich ward“. Die Form „ich wurde“ ist nicht zu empfehlen.

Der Konjunktiv der Vergangenheit muß aus der Mehrzal umgelautet werden: hülfe, gülte, stürbe, verdürbe, würfe, u. s. w. Gröbste mehrfache Unkunde beweiset ein neuerlich ausgeklügelter Fehler: gälte; gerade der Form „gelte“, also der Gegenwart gebürt die Aussprache mit ë (ä).

Einige Zeitwörter haben minder gut, jedoch immerhin statthaft für ü ein verwandtes ö. So z. B. der starkformige Konjunktiv Präteriti des Intransitivs: lösche (exstingueretur), schwölle (tumesceret); drösche, rönne, sönne (cogitaret), schwömme, spönne, gewönne. Jedes Falles beßer wäre hier ü.

Gänzlich falsch sind also die Vergangenheits-Konjunktive auf ä; was doch ganz dünnes e in der Aussprache sein mußte: sänge, fände, schwände, tränke, wände, u. s. w. anstatt sünge, fünde, schwünde, trünke, wünde. Dadurch ist viel Verwirrung entstanden. „Ich tränke“ kann meinen „die Pferde saufen laßen“, aber auch „ich würde trinken“. Noch übeler ist, wenn man in manchen Fällen etwa unterschiedliche Aussprache erzwingen will. Der falsche Konjunktiv Präteriti „wände“ von winden muß, wo man ihn überhaupt für richtiges „wünde“ gebraucht, mit genau eben so dünnem e als in „wende“ gesprochen werden. Im Hintergrunde ligt dann beide Mal „wandi“. Gleiches gülte von den falschen Formen: sänge, spränge, verschwände (für: sünge, sprünge, verschwünde) gegenüber den transitiven Formen: senge, sprenge, verschwende. Gewaltsam hier zweierlei Aussprache erzwingen, wo der

Ursprung des ä nur derselbe als der des e sein könnte, ist eine große sprachwidrige Torheit. Man beachte, daß sengen, sprengen, verschwenden so viel heiße, als etwas singen (knistern), springen, verschwinden laßen. So beruhet sengen auf sangian; setzen auf satzian, tränken (die Pferde) auf trankian, das transitive löschen (die Kerzen) auf laschian. Diese drei letzten Zeitwörter liefern ein treffliches Bild der grenzenlosen Liederlichkeit neuhochdeutscher Schreibung; nach völliger Willkür wird in durchaus gleicher Lage e, ä, ö geschrieben, anstatt überein: setzen, trenken, leschen.

Meistens, mindestens als Regel in weitaus überwigender Mehrheit der Fälle, wird nemlich das schwachformige Transitiv aus dem starkformigen Intransitive mit dem wurzelhaften Selbstlaute der Vergangenheits-Einzal, hier also mit a gebildet: schwimmen — schwamm, daher: schwemmen (die Pferde) aus swammian. Zu meinen, im Hauptworte: Schwämme läge ein anderer Selbstlaut vor als im Zeitworte schwemmen (schwimmen machen) ist deutscher Wißenschaftlichkeit unwert.

Wo wir beide e: das dünne aus a, sowie das dicke breite ë (ä) aus i in der Schrift nicht sondern, geraten Intransitiva und Transitiva leicht in Verwirrung. So soll hier als Beispiel abgewandelt werden nach altem Muster, mit eingeklammerten neuen übelen Formen, das starkformige Intransitiv quëllen (sprich: quällen, aus quillan), d. i. turgescere.

Gegenwart. ich quëlle, du quillest, er quillet; wir quëllen, ir quëllet, sie quëllen(t).

Befehl. quill.

Indik. der Vergang. ich quall (quoll); wir quullen (quollen).

Konj. der Vergang. ich qüülle (quölle), u. s. w.

Particip. gequollen.

In der Mark Brandenburg hört durchs ganze Präsens man: quillen; wie in der Schriftsprache gilben für gëlb wërden.

Dem gegenüber stehet dann das schwachformige Transitiv quellen (sprich mit dünnstem e, aus quallian), d. i. efficere ut aliquid turgescat; z. B. ich will Erbßen quellen, machen daß sie quëllen oder quillen.

Also: quellen, quellte, gequellet. Dürfte, mit so genanntem Rückumlaute des e in a, allenfalls auch quallte, gequallt heißen, wie brannte, nannte, rannte, sandte, saßte, verwandte. Die Unterdrückung des d in sante, wante von Seiten mancher Germanisten,

zum Schaden der Etymologie, empfiehlt sich durchaus nicht. Das Auge verlangt heute ebenwol sein gutes Recht. Da, wo die Herren wahrhaft großes und dringliches nützen könnten, da versagen sie sich ihrem Volke.

Rückumlaut ligt auch in denken dachte vor. Ahd. ward aus danchian danchta, durch Tilgung des n, dâchta. Solche Dehnung ist unerläßlich; denn „unbedacht“ ist ohne Dach, unbedâcht aber: unbesonnen. Ebenso gehet brâchte von brengen (bringen). Ganz gleichlaufend mit denken dâchte verhält sich dünken deuchte; woraus Unkunde zwei Zeitwörter: dünken und deuchen (!) gemacht hat.

Wie quëllen — quellen sind auch zu behandeln: schwëllen — schwellen, verdërben — verderben. Zerstört sind völlig die Unterschieden von brënnen — brennen, lëschen — leschen.

Letzsteres stehe hier noch, nur zum Bilde, nach altem Muster:

Gegenwart. ich lësche (erlësche), du lischest, er lischet; wir lëschen, ir lëschet, sie lëschen(t).

Befehl. lisch (exstinguere, exstinguaris).

Ind. der Vergang. ich lasch (erlosch); wir luschen (erloschen).

Konj. der Vergang. ich lüsche (erlösche, exstinguerer).

Particip. geloschen (erloschen).

Krankhafter Sucht nach durchweg falschem ö ist dieses starke Intransitiv erlegen. Eben so unberechtiget ist ö im schwachen Transitive: leschen, leschte, gelescht (opprimere). Auch sonst ist in der Sprache hie und da ö für e, nicht sowol für ë eingetreten; welche Erscheinung in alemannischer Mundart ihre Stütze findet. So z. B. Löffel, schwören, ergötzen, plötzlich, u. s. w. — alle aus a umgelautet, wie plötzlich für pletzlich zu Platzregen sich ordnet. Löwe aber stehet für Lëwe mit der Nebenform Leue.

Erwähnt sei zum Schluße noch einiges. Luther hatte es in der Hand, die richtige Form sie singent (canunt, ils chantent) zu festigen; sie war damals eben so häufig als die falsche: singen, und lebt heute noch in süddeutschen Mundarten. Das Verständnis gebrach ihm. So ließ er wertvolles untergehen.

Alsdann richtet der Drang, den Laut ü zu beschrenken zu Gunsten von ö und i fortwährend Unfug an, da ja völlige Unkunde in unserer Schriftsprache das große Wort führt: der herliche Geistes-Adel des jungen Deutschlands. Z. B. muß es selbstredend Sündling heißen, engl. Soundling; denn solches hülflose Wesen

findet nicht, sondern wird gefunden. Die eigens mit der verkehrten Berufung: es heiße ja „hilfest" neuerlich ersonnene Form „Hilfe" ist eine schlechterdings unbefugte. Allerdings gab es ahd. ein frühes Hilfa, was aber wegen des a, gleich dem Zeitworte sein i brechen mußte, und als regelrechtes Hëlfe mhd. ausstarb. Nhd. kann es nur Hülfe heißen, was ein ahd. Hulfia zur Voraussetzung hat. Ebenfalls erloschen ist Gehëlfe; nhd. ist nur Gehülfe (der) eine statthafte Form. Für Belehrung der Leute haben unsere zünftigen Germanisten längst weder Lust noch Gabe. Auch „giltig" ist nicht so gut als gültig; wäre jedoch als künstlich und aus Verbildung geschaffene, durchaus nicht in der Sprache von selbst entstandene Form doch immerhin möglich wegen des folgenden i der Ableitung — also richtig eben in dem Maße, als freigëbig, anstatt freigibig, falsch ist.

Für die folgenden Konjugationen ist nun kürzere Faßung tuenlich, da der Vokalismus so eingehender Erlaüterung nicht weiters bedarf. Die zweite ablautende Konjugation ist auch zwiefach entwickelt.

2. a.

Präsens. ich gëbe, du gibst, er gibt; wir gëben, ir gëbet sie gëben(t).

Imper. gib.

Indik. Präter. ich gab, du gabest, er gab; wir gâben, ir gâbet, sie gâben.

Konj. Präter. ich gâbe, u. s. w.

Partic. gegëben.

2. b.

Präs. ich brëche, du brichst, er bricht; wir brëchen, ir brëchet, sie brëchen(t).

Imper. brich.

Indik. Prät. ich brach, du brachest, er brach; wir brâchen, ir brâchet, sie brâchen.

Konj. Prät. ich brâche, u. s. w.

Partic. gebrochen.

In dieser Ablauts-Reihe, deren Stämme einfach schließenden Ausgang haben, ist überall ie unecht; die Behauptung: offenkundig falsches giebst sei gar eine „edlere" Form, ist wol ein allerdümmster Schnack. Selbstlaut der Wurzel erscheint wiederum in kurzem a

der Vergangenheit. Die Mehrzal hegt â als echte Länge, beruhend auf einstigem, jeweilig gegoltenem Diphthongen ia; weshalb gothisch ê eintrat. So ist auch der Konjunktiv bräche, gäbe als briachi, giabi zu denken. Wer nach seiner heimatlichen Mundart á als ê sprechen will, hat geschichtlich Recht; wer aber „gäbe" vorziehet, wolle dann „gëbe" recht kurz aussprechen. Denn ë muß ä lauten. So wäre, wie breche und bräche, auch gebe und gäbe wesentlich quantitativ verschieden.

Zwei Zeitwörter: ligen und sitzen, führen ihr i durch die ganze Gegenwart; weil nemlich für ligan und sitan frühe ligian und sitian eintrat, und nun i nicht zu ë gebrochen werden konnte. Sonst würden wir lëgen und sëtzen heute sagen; denn auch unser tz für ß beruhet auf ti.

Zeitwort „wägen", wo also ä mit gleichem Werte und Ursprunge als ë in „gëben" gilt, hat sich zuerst mit einem schwachformigen wigen, wigte, gewigt verworren, und dieses wird irrtümlich heute wie biegen und fliegen abgewandelt, deren echtes ie doch aus io entstund. Richtig wäre „wägen" wie folgt abzuwandeln; ohne die Möglichkeit einer Wiederherstellung etwa zu behaupten. Mittelbar wirket aller Rückblick dennoch laüternd.

Präs. ich wëge, du wigst, er wigt; wir wëgen, ir wëget, sie wëgen(t).

Imper. wig.

Indik. Prät. ich wag, du wagest, er wag; wir wâgen, ir wâget, sie wâgen.

Konj. Prät. ich wäge, u. s. w.

Particip. gewëgen und gewogen; wie noch heute: verwëgen oder verwogen.

Vom Zeitworte wëgen (wägen) kömt Hauptwort: die Wâge, nicht aber umgekehrt; ebenso als von gëben: Gâbe, von sprëchen: Sprâche. Hinwider kömt setzen von Satz. Genau wie „wëgen" gieng auch pflëgen; sagen ließ also sich: ich habe der Ruhe gepflegen oder gepflogen. Von „wägen" bildet sich Gewicht, von „pflegen" die Pflicht. Richtiges ä wird auch geschrieben, also für mhd. ë, in schwären schwor geschworen, d. i. schwillen und eitern; nur müßte das Präteritum „schwar" lauten, wie: es „war". Diß stehet für „was" vom vollen Zeitworte: wesen was gewesen. —

Noch zu gedenken ist des Zeitwortes: komen (kommen). Hier entstund o aus uë; es hieß: quëme, quimst, quimt — quam;

quâmen — quáme, u. s. w. Daher muß es aber auch: kömst, kömt heißen. Von diesem Zeitworte gebildet ist Beiwort: bequáme, mit dem Umlaute des langen echten â für biquâmi, d. i. convenabilis.

Wir schreiben unfolgerichtig: bequem, drehen, fehlen, selig, wehen (vom Winde) für bequám, dráhen, fálen, sálig, wáhen; da wir doch von gleicher Herkunst orthographieren: báhen, bláhen, kráhen, máhen, náhen, sáen. Jedes Mal ist es Umlaut eines langen â durch i, welchen Rheinfranken, Hessen, Düringe wie ê, Alemannen, Schwaben, Baiern aber breit und dick aussprechen; wie schon oben angedeutet ward. Gleichmäßig zu schreiben wäre jedoch in allen obigen Wörtern á. Dasselbe gilt von: genáhm.

Andere ê: flêhen, das Wêhe, Reh, Schnee, u. s. w. giengen hinwider aus ai hervor, weshalb englisch ô für agſ. â stehet.

Die einfachste ablautende Konjugation ist die dritte, wo das ebenfalls wurzelhafte a in der Gegenwart erscheint, die Vergangenheit aber in Einzahl und Mehrzal überein ua uo ue u bietet.

3.

Präsens. ich schlage, du schlegst, er schlegt; wir schlagen, ir schlaget, sie schlagen(t).

Imper. schlag.

Indik. Prät. ich schlueg, du schluegest, er schlueg; wir schluegen, ir schlueget, sie schluegen.

Konj. Präter. ich schlüege, u. s. w:

Partic. geschlagen.

Hier müßte a und e überall kurz ausgesprochen werden; für langes u, also auch in stund, wuchs, wusch, schribe und spräche man beßer: stuend, wuechs, wuesch.

Beim Zeitworte habian (heben) hat das i durchweg Umlaut gewirket; nicht nur z. B. als hebst: grebst. Die Vergangenheit „hob" für noch gültiges hueb, hub, ist falsch und zu meiden; ebenso falsch Particip gehoben für: gehaben. Als Scheideform gilt erhaben neben erhoben. Ähnlich verhält es sich mit „schwören", was sich mit schwären (eitern) verworren hat. Jenes müßte lauten und abgewandelt werden: schweren (swarian) schwuer geschwaren.

Früher gehörten zu dieser Konjugation die heute leider schwach gewordenen Zeitwörter: male, melst, melt — muel; müele — gemalen. Mêhl (farina) hinwider stehet vielmehr für Mêlh,

Mēlw; es ist ä zu sprechen, und h ist echt. Auf Mēlw beruhet der süddeutsche Ausdruck Melber (anstatt richtiges Melwer) für Mehlhändler: sprich: Mählhendler. Ferner giengen einst stark: lachen, nagen, schaden, wachen, waten. Vom Zeitworte waten kömt „Wut", eigentlich Fortschritt; und ebenwol der Name des großen Ansen (Asen), unseres hehren Wuotans, niederdeutsch Wôdan, neuhochdeutsch Wuten.

Erwünschte starke Formen sind auch frueg und jueg für fragte, jagte. Man muß neue starke Bildungen dankbarlichst begrüßen, als geringen Ersatz für schmerzliche Einbußen.

Die vierte Ablauts-Reihe arbeitet mit i-Wurzeln, welcher kurze Selbstlaut in der Vergangenheits-Mehrzal erscheint. Die Vergangenheits-Einzal ist heute der Mehrzal gleich geworden. Das ei im Gegenwarts-Stamme entsprang aus î, und müßte schriftmäßig wie äi gesprochen werden; im Gegensatze zu altem echtem ai, was wir fälschlich leider auch ei heute schreiben, jedoch troß dem mit a sprechen müßen. Hier stehe zunächst die alte richtige Abwandelungs-Weise.

4.

Präsens. ich reite, du reitest, er reitet; wir reiten, ir reitet, sie reiten(t). Englisch schreibt man noch: thou ridest.

Imper. reit.

Indik. Präter. ich rait, du raitest, er rait; wir ritten, ir rittet, sie ritten. Englisches ô in thou rodest entsprang über oa aus angelsächsischem â: wie Oak, broad, Stone für hochdeutsches Aiche, brait, Stain stehet.

Konj. Präter. ich ritte, u. s. w.

Particip. geritten.

Zeitwörter auf b und d haben unechte Dehnung in den Vergangenheits-Formen eintreten laßen: bliebe, miede, riebe, schriebe, triebe; doch heißt es nicht liede, sondern: litte. Ebenso als in zweiter Konjugation (gib, lisest, sihet), müßen auch hier jene falschen e tunlichst balde wiederum getilget werden. Mundartliche Formen als z. B. blimwe, midde, schriwwe sind durchaus befugte. Gleichmäßig falsch ist selbstredend, wenn man: gedih, lih, schin, schri, schwig, spi, stig, verzih (vergab) mit e schreibt (wogegen doch in verzieh: verweile, das e richtig ist). —

Einige Zeitwörter dieser Abwandelung sind überhaupt ausgestorben, andere gehen heute schwach. So gilt für neige nig genigen, neben nicke nickte genickt, zumal naige naigte genaigt.

Diß leitet zum Verhältnisse starker Intransitive und ihrer schwachen Transitive innerhalb hier gegebener Ablauts-Reihe.

Von bleiche blich geblichen (pallescere) kömt Beiwort blaich, d. i. was geblichen ist, mit altem ai früherer Vergangenheits-Einzal. (Sih oben: er rait). Dazu ordnet sich als schwaches Transitiv: blaiche blaichte geblaicht (insolare). Platdeutsch ist der Unterschied: ik blîke (pallesco), ik blêke (insolo).

Anderes Beispiel; von weiche wich gewichen (cedere) kömt Beiwort waich (mollis), was nemlich einem Drucke gewichen ist, nicht Widerstand leistete. Diß aber bildet ein neues Zeitwort: waiche waichte gewaicht.

Oder als drittes; zu kreische krisch gekrischen stellet sich kraische kraischte gekraischt — in Düringen und Schlesien krêsche, in Hessen kräsche und kräsche gesprochen. Man kraischet Gense, wann man sie scheuchet, kraischet Butter in der Pfanne, d. i. macht, daß sie kreische.

Wie für die Konsonanz die Herstellung des echten ß: Waßer — Water, mit Aussprache als englisches th oder französisches z, so ist für unseren Vokalismus die Sonderung der ei (î) und ai (â, ê) ein dringendes Gebot, eine Pflicht! Wiederholt sei daher, daß Jakob Grimm die heillose Verwirrung offen: ein „Gebrechen" neuhochdeutscher Sprache nannte. Luther hat den seiner Zeit doch auch von der Kanzelei zu Meissen noch geüebten Unterschied nicht begriffen; woran der ungünstige Umstand mit Schuld trug, daß dessen Wiege zu Eisleben gestanden, wo damals niederdeutsche und wendische Einflüße zugleich wirksam waren. Sonst jedoch mag die Mundart beinahe jedes deutschen Gaues der Erkenntnis als Anhalt dienen.

Fünfter Ablautungs-Reihe gehören alsdann die u-Wurzeln zu, und war der alte Wandel iu, au, u. Neuhochdeutsch ist iu regelrecht eu geworden, wie auch schon die Römer den Laut schrieben; gesprochen werde es recht nahe an ü klingend. Folgte nun aber in nächster Silbe a, so brach sich u in o, es entstund io und diß ward endlich ie. Wir müßen uns bemühen, es wirklich hören zu laßen, wie in den meisten Mundarten geschihet. Als Beispiel diene: Unser

heimisches Wort für „Nation" war Diuta; es ward Diot, Diet, und starb schließlich zum Schaden der Sprache aus, lebt aber noch in Dietbald, Dieterich, Diether, Dietmâr u. s. w. Das Beiwort diutisk ward hinwider regelrecht deutisch oder deut'sch; und dieser unser Volks-Name meinte einfach „national".

Stehe hier wiederum ein Muster der Konjugation.

5.

Präsens. ich gieße, du geußest, er geußt; wir gießen, ir gießet, sie gießen(t).

Imper. geuß.

Indik. Präter. ich gauß, du gaußest, er gauß; wir gußen, (mit kurzem u), ir gußet, sie gußen.

Konj. Präter. ich güße u. s. w.

Partic. gegoßen.

Die Schädigung nam nun folgenden Verlauf: au ward über ou zu ô, zugleich aber u zu o, und dem gemäß ü zu ö. Langes ô der Vergangenheits-Einzal und kurzes o der Mehrzal hielten sich jedoch nicht gesondert. Vor Media und Liquiden trat gleichmäßig durch die ganze Vergangenheit ô, vor Tenuis und Aspirata eben so überall o ein: z. B. bôg, flôg, flôh, kôr, lôg, trôg, schôb, zôg; floß, goß, roch, schoß, troff. Zeitwort „sieden" gestattet noch den Wandel: ich sôd, du sôdest, er sôd; wir sotten — ich sötte.

In Hauptwörtern erscheint dann auch noch altes au. „Rauch" ist was man „roch"; mhd. lauteten beide Formen überein: rouch, worin ou als dumpfes, dunkles au gesprochen werden muß. Zeitwort „verliesen" hat durchweg sein s in r verwandelt, doch heißt es „Verlust"; in kiesen kor gekoren drang es nicht ganz durch. Die Infinitive küren, lügen, trügen sind eben so falsch als etwa bügen, flügen, flüßen, rüchen, schüßen wäre. Es muß heißen: kieren (neben: kiesen), liegen, triegen, biegen, fliegen, fließen, riechen, schießen; denn erst aus starkem Zeitworte leitet sich hier das Hauptwort: Chur, Lug, Trug, Flug, Fluß, Geruch, Schuß, worin allerdings das u der Wurzel erscheint. Weil wir heute in ligen (jacere) zwiefach tadelbare Dehnung des i sprechen und unechtes e einschmuggelten, mußte echtes liegen (mentiri) falschem lügen weichen.

Für „ziehen" hegt baierische Mundart richtiges ziegen zog gezogen.

B. Reduplicierende Konjugation.

In Wahrheit war die ablautende Konjugation einstens also auch eine zwiehebsame (reduplicierende), bei der jedoch gar frühe schon einengende Verschlingung und Auffaugung der Silben geschah, während andere Einflüße mitsamt, z. B. auch Angleichung (Assimilation) wirksam waren das zu gestalten, was J. Grimm treffend schön dann Ablaut genannt hat.

Eigentümlich entspricht nun jeder unserer alten fünf ablautenden Reihen oder Gänge eine zwiehebsame Konjugation jüngerer Ordnung. Z. B. von einem: singe sang gesungen, was vermutet werden darf, kömt „Singer" und „Sang". Daneben entstehet ein neues Zeitwort: sange sisang gesangen. Aus sisang ist „sieng" verstümmelt, worin man das e durchaus hören muß. Zeitwort hinge hang gehungen ist noch in Mundarten, z. B. auch englischen lebendig; sonst aber gilt: hange hihang (hieng) gehangen. So entspricht also allemal im Vokale die Gegenwart des jüngeren Zeitwortes der Vergangenheit des älteren.

Die fünf zwiehebsamen Konjugationen sind nun noch an folgenden Zeitwörtern üblich:

1. fange fengst — fieng — gefangen. Ebenso gehet: hange. Von „gange" ist das Präsens nur mundartlich im Gebrauche. Anstatt fiell schreibt man fiel: volle Form wäre: fifall. Eine Menge sind erloschen. In Süddeutschland heißt der Schmetterling noch Sifalter, vom Salten der Flügel; ganz lateinischem papilio entsprechend.

2. blâse blâsest — blies — geblâsen. Ebenso gehet: râte und schlâfe, brâte. Das â ist das der Vergangenheits-Mehrzal: wir nâmen.

3. ruefe rüefest — rief — geruefen. Mit ue wie in „schlueg".

4. haiße haißest — hieß — gehaißen. Dieses echte ai ist dasjenige früherer Vergangenheits-Einzal: rait. Zeitwort schaiden bildet heute fälschlich sein Particip geschieden, anstatt: geschaiden. Neben „beschieden" bestehet aber noch als Beiwort „beschaiden", mit verbildlichter Bedeutung.

5. laufe laüfest — lief — gelaufen. Diß au beruhet wiederum auf jenem ursprünglichen, wie in gauß, heute: goß. Gegen die haüfige mundartliche Form „kief", für schwaches „kaufte" ist nichts einzuwenden. Unregelmäßig gehet: haue hauest (anstatt: haüest) —

hieb — gehauen. Hier müßte der Stamm gleichmäßig in w schließen, und wahrscheinlich gehörte das Zeitwort einst gar nicht hierher. Heu anstatt Haû, ist gehauenes Gras. Im Zeitworte stôßen trat ô für au ein; wie ôch für auch, rôt für raut.

In allen diesen Zeitwörtern gebürt also der Vergangenheit, als mindester Rest alter Reduplikation, doch jedes Falles diphthongische Aussprache des ie. Süddeutsche Mundarten laßen meistens ia hören, andere aber äi.

C. Präterito-Präsentia.

Wiederum jenen fünf alten Ablauts-Gängen entsprechend, besitzen wir eine Anzahl Zeitwörter mit Vergangenheits-Form und Gegenwarts-Bedeutung. So gab es ein kinnan für zeugen oder erzeugen; ich kann (wie von finnen: fann) meint also eigentlich: habe erzeugt, bin einer Sache fähig. Oder, es gab ein wîtan (genau lat. videre, sehen), dessen Vergangenheit, nach echtem Muster von: rait, ritten, also lautet: waiß, waiß-t, waiß; wißen, wißet, wißen. Unser „waiß" meint: sah; was man gesehen hat, ist einem gewärtig. Buchstäblich ist „waiß", griech. oida, lat. vîdi; die erloschene Gegenwart würde neuhochd. weißen (videre) lauten.

Bemerkt sei, daß die 2. Person starker Vergangenheits-Einzal regelrecht auf -t, nicht auf -st ausgieng; weshalb Luther auch noch du solt, du wilt oder soltu, wiltu schrieb. Ebenso englisch.

Alle hierher fallende Zeitwörter waren selbstredend in der Lage, da sie begrifflich aus Vergangenheiten zu Gegenwarten doch gediehen waren, sich neue schwache Vergangenheits-Formen zu bilden. Heute herschen viele Verstöße gegen die Richtigkeit, die allesamt zu erörtern doch allzu sehr abführen würde. Erwähnt werde nur einiges.

Die Mehrzal von „kann" müßte heißen: wir kunnen (konnen); mit: wir künnen (können) ist der Konjunktiv in den Indikativ eingedrungen. Gleiches gilt von „darf", das ganz wie „ward" konjugieren müßte; ähnlich wäre Indik. wir mugen vom Konjunktive wir mügen (mögen) zu sondern. Umgekehrt fehlt dem Konjunktive von sollen der Umlaut; die meisten Mundarten hegen noch: ich sölle, sülle, sille. Ebenso: wir wöllen (velimus).

In den neuen Vergangenheiten zweites Grades sondern wir die Indikative durfte, konnte, mochte, mußte, wußte von den Kon-

junktiven dürfte, könnte, möchte, müßte, wüßte; unterdrücken jedoch die ganz gleich berechtigten Konjunktive söllte, wöllte in willkürlichster unkundiger Befangenheit. Heißen muß es z. B. ich wöllte er käme!

Übrigens sind sich die Formen mueßte und wußte nur irrtümlich genähert. In „mueß", verwandt mit „Mueße" (otium), ist Länge zu schreiben und zu sprechen; hinwider stehet „wußte" für „wißte" (engl. wist).

Diese Präterito-Präsentia, oder Vergangenheits-Gegenwarten, sind nun zweier Participien Passivi mächtig: eines älteren, was heute mit dem Infinitive zusammen trifft, und eines jüngeren, neuen; z. B. können und gekonnt. Ich habe ihn nicht besuchen können oder gekonnt. Da aber jenes als Particip gar nicht mehr empfunden wird, und das Kind flott weg übersetzt: j'ai pouvoir, anstatt j'ai pu, so empföhle sich auf die älteren Formen zu verzichten. Syntaktisch haben sie schon manchen Schaden gestiftet durch Verführung zu falscher Anpassung (Analogie). Bei den Sätzen: ich habe sie kommen (ge)sehen, du hast mich lange warten (ge)laßen, denken die Wenigsten zwar ans Particip; die Formen aber sind an sich doch überhaupt mögliche. Der Satz hinwider: wir hätten ihn gerne predigen „hören", anstatt: „gehört", oder: sie hat uns waschen „helfen", anstatt: „geholfen", ist der reine Unsinn; j'aurais entendre! Daran trägt eben Schuld das misverständliche Beispiel von mögen für gemocht u. s. w.

Im Konjunktive ist übrigens eine Abwechselung auch tuenlich. Für etwa öfteres, sich haüfendes: du hättest das machen gekonnt (nicht: können, (ge)können), läßt sich recht gut sagen: du könntest das gemacht haben.

Der Einbußen, die das deutsche Zeitwort seit gothischer Zeit erfahren hat, sind gar viele und schmerzliche. Damals gab es Aktiv, Passiv, Medium: slahis, slahaza, slahnis; d. i. schlegst, wirst geschlagen, schlegst dich. Wir besaßen einen Dual; erwäge man die einheitliche Form salbodedeiwa: daß wir beide salbeten (salben möchten). Alles dahin, wesentlich durch träges nachläßiges Sprechen, zusamt durch die Sucht, den Ton auf die Stammes-Silbe zu ziehen, andere zu verschlucken.

Wahren und hegen wir mindestens, was noch irgend zu erhalten ist, schonen mehrsilbige Formen: denkest, gabet, erschallet;

vor allem aber hüten ja wir die schönen starken Wandel, diesen Schmuck unserer Konjugation. —

Wir besitzen unempfunden noch einige Media in der Sprache, vermeinen nur, daß es selbständige Zeitwörter seien. Z. B. du lernest (lêrnest) das ist: lêrest dich; wie goth. slahis und slahnis.

Gestümmelt und gesudelt wird gleichwol troz aller Mahnung fort und fort. Völlig sinnlos ist z. B. eine beliebte Form: unleugbar, anstatt: unlaügenbar. Man begreift gar nicht, wo die zum Stamme des Zeitwortes gehörige Silbe: laüg-en-en (laügnen) plötzlich hin gerate. Vielleicht hören wir nächstens als vornehme Narreteiding „unberechbar"; entschuldigbar wird auch schon in entschuldbar geändert, da doch der Infinitiv mit Nichten etwa entschulden heißt.

Alle Berufung an die Schule ist einstweilen doch nur in leere (lâre) Luft gehaucht, so lange die Lehrer (Lêrer) ihren Schülern nur eigene Irrtümer zu bieten wißen.

X.

Wenden wir uns dem Versuche jüngster Zeit nun zu, die Schreibung neuhochdeutscher Schriftsprache zu festigen — ein gänzlich verfehltes Unternehmen, das sich leider an den Namen des Herrn v. Puttkamer knüpft, der doch sachlich an der erzielten Misgeburt unschuldig ist.

Unsere bisherige übereinkömliche Schreibung, es ist wahr, darf nicht in wißenschaftlichem Sinne als Rechtschreibung gelten; im Laufe mancher Jarhunderte ist sie mehr und mehr verwildert, und so allmählich aus der Fuge gekommen. Sie läßt kein geschichtliches Ordnungs-Gesetz fürder erkennen. Das war nun, zumal da das Bewußtsein solches Mangels ziemlich allgemein geworden, für ein Anbahnen verständiger und behutsamer Änderungen germanistischer Seits immerhin ein günstiger Umstand; der Boden wißenschaftlicher Laüterung erschien bereitet.

Was ist jedoch anstatt dessen geschehen? Von völlig unzuständigen Laien ward, mit der Willkür eines aus Abstimmungen, Punkt für Punkt, hervor gehenden Ergebnisses, ein Gebilde geschaffen, das treffend nur mit dem Ausdrucke Misschreibung belegt werden darf. Als ob niemals ein Jakob Grimm gelehrt habe, als ob es keine germanistische Wißenschaft überhaupt gebe, ward in denkbar

unberufenster Weise verfahren. Der Vorgang muß geradezu als eine Verhöhnung auf den Begriff gediegener Wißenschaftlichkeit in deutschem Volke gelten. —

Manche Mängel bisheriger, vielfach doch zufälliger Schreibung ließen sich entschuldigen; abweichende Gesichts-Punkte unterschiedlicher Jarhunderte hatten mitgesprochen; Schulen, Richtungen, denen es an geschichtlicher Erkenntnis gebrach, machten sich da, bisweilen sogar gegensätzlich geltend. Die so oft irre gehende Neuerung hinwider hat es zu Wege gebracht, auch solche und ähnliche Torheiten nun gar in eine Art Ordnungs-Regel zu bringen. —

Am Übelsten ist nemlich, selbst da wo man gegenüber bestandener Schreibung doch eine Beßerung einraümen möchte, immer die Begründung der Maßnahme. Die ist eigentlich ohne Ausnahme eine falsche und verfehlte; sodaß auch etwaiges Übereinstimmen mit diesem oder jenem, germanistischer Seits Erstrebten gleichwol nicht befriedigen kann.

Den Leuten, die bei der Misgeburt Vaterschaft zu vertreten haben, entgieng in erster Reihe alle Kenntnis unserer alten Sprache, ohne welche geschichtliche Grundlage alles Schaffen ein bedenkliches bleiben mußte. Solches Gebrechen ward nun aber nicht einmal durch eine gewisse Folgerichtigkeit ersetzt. So ist z. B. die niederländische Schreibung ebenwol vielfach ungeschichtlich, verfährt hie und da nach schiefen Gesichts-Punkten; in sich jedoch beachtet sie mindestens gewisse Grundsätze. Solche läßt unser wüstes neuzeitliches Erzeugnis zumeist vermissen.

Auf was es ankommen müße, war ja doch längst für Jeden vorgezeichnet, der auch nur die leiseste Ahnung von germanistischen Dingen hätte. Als Ergebnis sprachforschlicher Arbeiten gab es eine ganze Reihe recht guter größerer und kleinerer Wörterbücher, z. B. das leicht faßliche und dennoch streng wißenschaftliche von Weigand; manchen deutschen Lesebüchern für höhere Schulen fanden sich Glossare angefügt, worin das Gold fachmäßiger Forschung von zuständiger Hand in die Scheidemünze des täglichen Verkehres ausgeprägt ward. Empfehlens wert ist auch ein Rechtschreibebüchlein von Vilmar; u. A. Man hätte doch einfach auf dieser klaren Bahn weiter schreiten gedurft. Doch im Gegenteile; der Dünkel des unberufenen Beßerwißens ließ derlei nicht zu.

So muß dann die jüngste Misschreibung als ein Rückstur z gelten in Anschauungen einer Befangenheit, die man — im Hinblicke

auf jene durch J. Grimm erweckte germanistische Wißenschaft — doch für unmöglich gehalten hätte. Allerdings saß in dem damals zu Berlin tagenden Ausschuße auch nicht ein Germanist — es ist schier unglaublich! — Der einzige fachmäßige Sprachforscher, den man als Deckblatt des Mangels aber zugezogen hatte, war ein Semitologe!

Und warum ließ man nicht durch einige der zahlreichen, berufensten Sachmänner, als etwa: Bartsch, Behaghel, Heyne, Hildebrand, Lexer, Scherer — und wer nennet sie alle! — einen handlichen Entwurf aufstellen zuvor? Erst auf Grund eines solchen dürften dann nichtgermanistisch gebildete Schulmänner daran denken, einen Leitfaden für mittele und niedere Lehranstalten auszuarbeiten.

Weshalb kam nun eigentlich die Berliner Misschreibung ins Land? Die Berufung: man habe nicht mehr gewußt, woran man eigentlich sei, ist geradezu eine Unwahrheit. Wer sich an alte übereinkömliche Weise halten wollte, durfte zur Beseitigung jedes Zweifels nur den kleinen Adelung zur Hand nehmen. Der bewußter Maße davon abweichende Germanist war sich aber doch gewiss darüber klar, was er wolle. Da für die Wißenschaft mit der Berliner Misschreibung nichts endgültig geregelt ward, so ist jezo wirklich doch, erst durch jenes unbefugte Beginnen, arge Verwirrung eingerißen. Wir haben nun drei Schreibungen, wo bislang zweie galten. Für eitele Schulbehörden durch ganz Deutschland diente aber ein Prunken mit der scheinkundigen Neuerung zur Pfauen-Feder eigener, und nicht nur scheinbarer Unkunde.

Was eine geschichtlich und wißenschaftlich geläuterte Rechtschreibung alles zu berücksichtigen hätte, ward eigentlich hier in den voraus gehenden Abschnitten zumeist schon erörtert; doch möge verstattet sein, auf einigen Punkten nochmals zu verweilen, andere hinzu aber zu fügen. Nachdem der Vokalismus erschöpfend für unsere Zwecke abgehandelt ist, gilt diß zumal von der Konsonanz. —

Geradezu unverzeihlich ist, daß ein gebildetes Volk immer noch nicht aus dem Wuste falscher Anwendung des Lautes und Zeichens ß heraus kommen konnte. Es verhält sich ß eben zu ſ (s, ſſ) — und zwar einzig rechtmäßiger Weise — just wie f zu w, oder wie ch zu j; d. h. es handelt sich sprachgeschichtlich eben um unterschiedene Laute. All die Alfanzerei der Fragen nach zufälliger Kürze oder Länge des vorher gehenden Vokales, nach eingebildeter geschärfter oder nicht geschärfter Aussprache, das alles ist in die Rumpelkammer zu werfen.

Einſt ward ß ſo ausgeſprochen als engliſches th; heute müßen wir trachten, ſelbſtredend da wo es richtig an ſeinem Platze iſt, den Laut dicker, weicher, blöder, gegenüber dünnem, ſcharfem ſ hervor zu bringen. Ob langer oder kurzer Selbſtlaut voraus gehe, iſt ein völlig zur Sache gleichgültiger Umſtand. Da ß ein gedoppeltes Zeichen ſchon iſt, kann es nicht nochmals verdoppelt werden. Niemand nimt doch Anſtoß daran, daß wir: machen — brâchen, Küſte — wüeſte, pfuſchen — wueſchen, u. ſ. w. für gewöhnlich auch nicht in der Schreibung unterſcheiden.

Wo iſt nun aber ß berechtiget? Überall da, wo in anderen germaniſchen Sprachen: im platdeutſchen, engliſchen, ſchwediſchen t geſprochen wird, da findet ſich hochdeutſch entweder z, tz oder ß; wo jene hinwider ſ bieten, da gehört bei uns ebenwol ſ hin.

Alſo: engl. Kiſſ — Kiſſes, hchd. Kuſſ — Küſſe. Hier hätte ß gar nichts zu ſchaffen. Hinwider: engl. ſhoot — ſhot — ſhotten, hchd. ſchieße — ſchoß — geſchoßen; d. h. ß muß in allen Formen ein und desſelben Wortſtammes verbleiben, darf niemals mit ſſ wechſeln. Bei lateiniſcher Schrift muß man ſſ durch ss, ß durch sz widergeben. Daß man Fluß — Flüſſe ſchreibt, iſt gerade ſo wunderlich als etwa Bruch — Brüjje, Muff — Müwwe wäre.

Mit tz wechſelt wol ß; z. B. wie in ſitze — ſaß — geſeßen.

Nach dieſer klaren Darlegung beurteile man den unendlichen Gallimatias, der ſich in den meiſten Fibeln und ähnlichen Schriftlein zur Anleitung, oder vielmehr „Verleitung" der Schüler findet, und Jahr aus, Jahr ein, immer von neuem breit getreten wird. Schimpflich muß es heißen, daß ſolcher Unrat nicht längſt ausgefegt ward. Als nützlicher Vermerk ſei noch zu erwähnen, daß der Wörter, wo überhaupt im Neuhochdeutſchen ſſ ſtehen darf, ſo wenige ſind, daß ſolche leicht dem Gedächtniſſe ſich einprägen; in allen anderen muß dann ß ſtehen.

Es ſind: Baſſ, Braſſ, Kaſſe, Klaſſe, Maſſe, Paſſ, paſſen, praſſen, Taſſe; deſſen, Eſſe, Kreſſe, Meſſe, Meſſing, preſſen, weſſen; hiſſen, miſſen, Miſſe-tat, Kennt-niſſ (oder: -nis), piſſen, gewiſſ (hat mit dem Zeitworte „wißen" gar nichts zu tuen); Poſſe, Roſſ, Troſſ; Kuſſ, küſſen.

Ferner die Eigennamen: Heſſen, Kaſſel, Meiſſen, Neiſſe, Ruſſland, u. ſ. w. Selbſtredend alle Fremdwörter: Prozeſſ. —

Man muß alſo entweder ſchreiben z. B. die Flagge ward gehiſſet, oder aber gehiſſt; keines Falles jedoch etwa gehißt, als ob der Ausdruck mit heiß und Hitze zuſammen hange.

Neutra fordern ß: waß, guteß; dann Amaiße, auß, Binße, biß (usque), bloß, Erbße, Kraiß, Krebß, Loß, maußern (sich), Simß.

Nochmals sei also betont, daß ß recht gelinde, s aber so scharf und sausend als nur möglich ausgesprochen werde. Solche dünne Aussprache hat dieser Spirant eingebüßt in den Verknüpfungen sl, sm, sn, sp, st, sw. In neuhochdeutscher Schriftsprache allerdings nur in Anlaute, doch auch diß entgegen dem Mittelhochdeutschen und allen anderen germanischen Mundarten; doch hört man in englischen Strichen auch Shtand für Stand.

Hierbei ist nun folgendes zu beachten. In vier Fällen, bei sl, sm, sn, sw hat man der breit gewordenen Aussprache in recht unbeholfener Weise Rechnung getragen; nemlich durch sch. Dieses ist jedoch nur für älteres sk berechtiget, und müßte dann auch so ausgesprochen werden als noch heute Westfalen und Niederländer es hören laßen. Im Deutschen ist, seit die Verdickung eintrat, nie etwas anderes als sh gesprochen. In zweien Fällen jedoch ward solcher neuerliche Vorgang gar nicht bezeichnet. Dort also ein „zu viel", hier ein „zu wenig". Gleichmäßig wäre zu schreiben und zu sprechen: shlingen, shmiden, shneiden, shpinnen, shtehen, shwimmen. Neuhochdeutsch ist die öfters von Ziererei versuchte Aussprache s-pinnen, s-tehen leider nicht mehr stattхaft; nur einem Munde, der auch Snee und Swan spricht, gebürt noch jene ältere scharfe Sprechweise s-p und s-t.

Drei hochdeutsche Stämme: Schwaben, Alemannen, Pfälzer haben die Aussprache shp und sht folgerecht auch auf Inlaut und Auslaut erstreckt. Hebel beachtet das in der Schreibung aber nicht und nimt als selbstredend an, daß man sein „Most" oder „verwüeste" eben als Mosht und verwüeshte ausspreche; wogegen die meisten Leser der alemannischen Gedichte dann verstoßen.

Obwol oben schon in anderem Zusammenhange erörtert, sei als ausdrückliche Forderung für künftige Bestrebungen einiges nochmals erhoben.

Da wir heute noch ie schreiben für althochdeutsches io und hoffentlich auch allgemeiner künftig wieder es sprechen, so wäre eine Aufgabe neuer Rechtschreibung die Herstellung des ue für ahd. uo; diß zumal, da in den meisten Mundarten noch Diphthong gilt. So lautet es z. B. nach Stammes-Gebieten unterschieden: guet, guat,

guot, gout, u. s. w. Nur muß Niemand darauf verfallen, ue als ü sprechen zu wollen. —

Angenehm wäre, in Betreffe mancher heute zusammen rinnender Wörter, die Herstellung alter Schreibung; zugleich mit Berichtigung der Aussprache. Jenes ue lautet übrigens in üe alsdann um; also: Bruch — Brüche, gegenüber: Bruech — Brüecher (naßer Wiesen-Grund). In den schönen, oft so anmutigen süddeutschen Volks-Dichtungen begegnet ue und üe ja vielfach, und hören wir es gerne: „behüet' dich Gott! — es wär' so schön gewesen", u. s. w. oder „Gott grüeß enk!"

Auch die ie dürften also wie gesagt als Diphthong in der Aussprache wieder beachtet werden; nur müßten zuvor die unechten ausgesondert sein. Unbefugt stehen sie in den nach „schreibe — schrib — geschriben" abgewandelten Zeitwörtern. Ebenfalls in giebst, liesest, u. s. w. Hier war schon ein Schritt zum Beßeren zu verzeichnen, man sprach und schrib meistens: gibst, als die jüngste Misschreibung den Fehler wieder herstellte!

Berechtiget als echter Diphthong, früher io, ist hinwider ie in den nach „gieße — goß — gegoßen" abgewandelten Zeitwörtern. Die Mundarten sprechen vielfach ia, öi, äi.

Endlich dürfte nachgerade mit Beseitigung unechter „h", Hand in Hand mit derjenigen unechter e nach i, doch etwas munterer vorgegangen werden. Also z. B. neme, nimst, er nam; stele, stilst, er stal. Der Überschwänglichkeit „stiehlst" bedarf es nicht; stilst unterscheidet sich ebenwol von stillest, stillst. Man muß sich nur nicht verdrießen laßen, gelegentlich etwa Lexers kleines mhd. Taschen-Wörterbuch zur Hand zu nehmen, um echte h zu erkennen. Bleiben muß es z. B. in be-fehlen, emp-fehlen (diß nicht etwa von „fehlen" für: fâlen), in Mehl, fahl, kahl, Stahl, Trähne, Zähre. Luther schrib noch richtig befelhen oder befelchen. In fahl und kahl, wie in Mehl, trat hl für lw ein; fahl und falb sind Scheideformen, beide für: falw. So auch in der mundartlichen Form gēhl neben gēlb. —

Gegenüber dem Wahren unechter e, sei auch an dieser Stelle nochmals der Tilgung echter gedacht. Wir besitzen heute leider die zerrütteten und damit unverständlich gewordenen Wörter: G'nade, g'leich, G'lück; solche Fehler jedoch planmäßig zu vermehren, ist einfach Unfug und Frevel. Es heißt nicht: grade, sondern: gerade, wovon englisch noch der Komparativ: rather. Nächstens schreibt einer vielleicht auch: grecht.

Zum Beschluße dieses Umblickes über Schäden der Schreibung muß auch derjenigen zwischenländischer, zumal erdkundlicher Namen kürzlich erwähnt werden. Der ihm zusagendesten Rolle gemäß, erscheint der Deutsche hierbei wiederum in sklavischer Abhängigkeit von jedem beliebigen fremden Einfluße. Man hört daß z. B. slawische, magyarische, neugriechische, ja selbst türkische Schriftsteller sich über Widergabe auswärtiger Laute verständigen, um doch weitest gehend der Muttersprache gerecht zu werden; bei deutschen Berufs-Genoßen in ihrer Mehrheit nur Sudelei, Lakaientum und große Unwißenheit.

Verlangen können deutsche Leser, daß etwa slawische Namen ihnen, falls nicht nach deutscher Lautung, so doch in slawischem Gewande vorgeführt werden, nicht jedoch in solcher Umschreibung als sie vielleicht ein Franzose zuvor aus volkstümlichem Sinne für seine Landsleute besorgt hatte. Hier kann es sich nur um Gesichts-Punkte handeln; ein Leitfaden für unsere Stümper und Fremdsüchtlinge wäre unerläßlich. Warum schreibt man in slawischen Namen für deren eigenes k, den Franzosen zu Liebe, unsinniges c; da doch ca oder ac vom Slawen vielmehr ʒa bez. aʒ gesprochen wird? Warum gibt man den w-Laut in deutschen Schriften durchs Zeichen v wider, dem bei uns nur der Wert eines weichen s gebührt? u. s. w. Überall vaterländische volkstümliche Armseligkeit.

XI.

Aber nicht allein verfehlter Schreibung so mancher einzelner Wörter, sondern ebenwol jenem zur Sucht gewordenen Zusammenklecksen unterschiedlicher Wörter muß von wißenschaftlicher — überhaupt grammatischer, nicht nur germanistischer Seite eine unbedingte Verurteilung zu Teile werden.

Je klarer und durchsichtiger die Schreibung, desto beßer für Erkenntnis des geregelten Baues der Sprache; desto vorteilhafter für richtiges Anempfinden grammatischer Formen. Ein Misachten solches Umstandes, ein Verhüllen oder Zerstören des grammatischen Verhältnisses durch ungeschicktes Bild der Schrift hinwider muß fortschreitend das sprachlich lebendige Gefühl schädigen; falsche übele Gewohnheit führt allmählich zur Versteinerung der Sprache.

Leider war während jüngster Jarhunderte schon vielfach in dieser Richtung gefehlt, so daß auch in Betreffe solches Punktes unsere neuhochdeutsche Schreibung doch der edelen mittelhochdeutschen gegenüber einen barbarischen Anflug verriet. Die neue Berliner Misschreibung ist nun aber auf trüber Bahn noch einen Schritt weiter gegangen.

Gewiss war es beßer: zu Weilen, bei Zeiten, zu schreiben; das Kind und überhaupt der denkende Mensch soll doch jene Hauptwörter als Dative der Mehrzal, abhängig von den Vorwörtern zu, bei, empfinden! Warum soll ich dann solche Tätigkeit in der Sprache verhüllen durch die Misschreibung: beizeiten? Zu welchem Zwecke ersann man diß? Schreibe man doch lieber „ichbingegangen" gleich in ein Wort!

Eben dahin gehört das unverständige Kleinschreiben der Hauptwörter in einzelnen willkürlichen Fällen. Die Schriftbilder: abends, mittags, u. s. w. können die lebendige Formen-Lehre nur beeinträchtigen. Ganz anders läge die Frage, wenn man überhaupt aufs Großschreiben der Hauptwörter verzichtete. So lange jedoch diß üblich ist: z. B. der Teil — kann es nur erwünscht heißen, daß männiglich bei dem adverbialen Genitive: anderes Teiles doch der noch immer der Muttersprache inne wohnenden Kraft zu solcher Bildung bewußt sei. Ein stümperhaftes „andernteils" ist grammatisch vom Übel. Einen ebenso widerwärtigen als lächerlichen Eindruck macht es, wenn man heute liset: zu gunsten der Erben, oder: zugunsten der Erben. Wen trieb wol der Kitzel, Vater solcher Narrens-Posse zu werden?

Die ganze Barbarei erweiset sich am Wandel: zu Karls Gunsten — oder: zugunsten Karls! —

Über einen französischen Schriftsteller wäre sofort der Stab gebrochen, der da wagte, seinen Landsleuten mit pardistance, enfaveurs, aulieu zu kommen. Oder versuche man doch lateinisch: adinfinitum, adlatus, corampopulo, subjove, suasponte. In Deutschland erwirbt man hinwider einen Freipass, wenn man mit Dreistigkeit nur ein voll gestrichen Maß Unkenntnis zur Sache verbindet. Der große Haufe aber ist stets geneigt, eher törichtem denn etwa verständigem Beispiele zu folgen. „Ruhmes trunken", „Todes mutig" u. s. w. nötigen in solchem Bilde zu syntaktischem Denken; ihr Zusammenschreiben ertödet dieses Gefühl. —

Jenes lächerliche „zugunsten" würde übrigens auch die Betonung ⏑́ ⏑̀ ⏑ doch erfordern.

Gelten muß es, überall der Versteinerung unserer Sprache entgegen zu wirken. So würde sich auch empfehlen bei Zusammensetzungen zwischen echten und unechten zu sondern. Haustüre ist wirklich ein neuer, einiger Wortkörper; Jahres-Zeit hinwider mit Nichten. Niemandem würde beikommen, lateinisch etwa hoc annitempus zu schreiben. Warum wollen wir in: „diese Jahres-Zeit" uns nicht den eingeschalteten Genitiv als solchen anempfinden? Jahrzeit wäre ein Wort. Griechisch gibt man sogar beide Artikel ἡ τῆς ψυχῆς μανία. Im Deutschen ist es schon ein Zugeständnis an stumpferes sprachliches Gefühl, wenn wir Bindestrichel zum Verknüpfen anbringen.

Ursprünglich gebürte im Deutschen doch auch bei weiblichen Hauptwörtern dem Genitive der Ausgang auf — s, nicht anders als im Latein und Griechischen. Teils im Nachklingen alter Weise, die noch hie und da in Mundarten galt, Teils unterm Einfluße männlicher und sächlicher Form, hat sich dann auch bei unechten weiblichen Zusammensetzungen jenes — s wiederum eingefunden und gefestiget. Man sollte dem gemäß nun aber auch schreiben: Liebes-Gabe, Mahnungs-Ruf, u. s. w. als so genannte Kuppelwörter.

In ein Wort zu knüpfen „meinerseits" ist ebenwol eine Verkleisterung des grammatischen Gefüges. Ob „Seits" auch ein unorganischer, d. h. heute unregelmäßiger Genitiv sei, die Form als solche verlangt doch ihre Beachtung; zumal „meiner" die entsprechende Endung erweiset. Eben so wenig, als etwa meinesbruders dürfte „meinerseits" ein statthaftes Schriftbild sein. Ein Unding ist es, zwei Wörter als echte Zusammensetzung zu behandeln, wo sich innerlich Deklination erzeigt. Und starkformigem Femininum gebürte ursprünglich im Genitive ebenso s als dem Maskulinum: z. B. Liebes-Mühe, amoris studium; wie schon erwähnt. So ist „Seits" lateris starkformig, indessen es auch schwache Kasus bildet; viele Hauptwörter deklinieren zwiefach. Kehre man ja zu meiner Seits zurück! Wie barbarisch tritt uns doch nun gar ein „englischerseits" entgegen; wie klar und gefällig ein französisches de côté anglais.

Gegen das Zusammenklecksen muß man sich nicht nur vom Standpunkte der Grammatik, sondern auch der Übersichtlichkeit beim Lesen erklären. Dem Auslande müßen unsere „scheinbaren" Siebenmeilen-Stiefels-Wörter, die es doch gar nicht einmal sind, außerordentlich unbeholfen vorkommen. „Siebenmeilenstiefelswörter".

Vielmehr ist „Siebenmeilen“ hier ein vorgeschobener Genitiv der Mehrzal.

Abgesehen vom Schreiben sollte man aber auch im Sprechen öfteres allzu vieles Haüfen vorgeschobener Genitive meiden. Gewiss unschön ist ein sprachliches Bild:

„Kleinkinder-Bewahrungs-Anstalts-Vorstand“.

Vom Engländer abgesehen, wird es ein Genoße jedes anderen Volkes als Barbarei empfinden. Und die ist solche hölzerne Unbeholfenheit auch.

„Vorstand der Bewahrungs-Anstalt für kleine Kinder“

das wäre überhaupt menschlicher Rede allein würdige Ausdrucks-Weise. Nun denke man sich obigen Braſſ gar in ein Wort verwandelt. Fehlen dann vollends etwa genitivische Beugungen, so gewinnet unsere arische Sprache das unedle Gepräge des Chinesischen.

„India Union Steam Ship Company Bill.“

Einzelne Wörter werden ohne seelisches Wirken der Sprache gleich dem Lallen hervor gestoßen, ähnlich wie rohes Schaffen auf tiefster Sittigungs-Stufe aus hingeworfenen, unbehauenen, ungefügen Blöcken einen Bau schichten möchte. Neuenglisch ist merklich bereits unter den Adel anderer europäischer Sprachen gesunken; unserem mishandelten Neuhochdeutsch drohet gleiches.

Als handliche Regel empfiehlt sich also, für gewöhnlich zwei Hauptwörter dann nicht in eines zu schreiben, sondern nur durch Bindestrichel zu verknüpfen, wenn das erste mit Endung auftritt, als —s, —es, —en, —er.

Allerdings keine Regel ohne Ausnahme. Manche, auch unechte Zusammensetzungen können bei häufigem Vorkommen allmählich so verwachsen, daß sie doch als ein Wort erscheinen. Niemals wäre etwa „Erziehungs-Anstalt“ — institut d'éducation — in eines zu schreiben; wol aber z. B. Wörterbuch. Und dennoch ist kein Wortbuch, sondern ein „Buch der Wörter“ gemeint. Hier laße man Gefühl und Übung entscheiden; behalte jedoch als Grundsatz vor Augen, wo möglich das genitivische Verhältnis, wofür französisch de d' gilt, durch Bindestrichel noch besonders in Sinn fallen zu laßen. Eigentlich wären solche nicht einmal nötig. Ersichtliche Trennung, ob nun mit oder ohne Strichel, hebt sich unbedingt auch begrifflich klarer ab: Gage d'Amitié — Freundschafts-Pfand. Über „Freundscha(ftspf)and“ stolpert jeder Ausländer: fünf Mitlauter!

Auch ein Zusammenschreiben von Hauptwörtern und anderen Redeteilen mit Beiwörtern u. s. w. empfiehlt sich syntaktisch gewiss nicht; bei „Lobens wert" soll man doch den Begriff beßer heraus fühlen: wert des Lobens — die Schreibung „lobenswert" stumpft notwendig allmählich die grammatische Vorstellung ab, wie schon oben berührt.

In einem Falle, wo aus sprachgeschichtlichen Gründen ein Zusammenschreiben durchaus berechtiget, und auch von Alters üeblich war, da geschihet es gewiss nicht. Diß sind die vollen Formen zweiter Person der Einzal: gibstu, tatestu. Solche Schreibung wieder herzustellen empsihlt sich; ihre wißenschaftliche Begründung sollte hier allzu weit abführen, doch sei an die mundartliche Aussprache: biste, haste u. s. w. als Beleg erinnert.

Endlich müßen uns bei diesen Erwägungen auch die Zeitwörter mit losen, wandelbaren Partikeln beschäftigen.

Zu einem, untrennbarem Worte erwachsen sind unzweifelhaft die Bildungen mit festen, zugleich unbetonten Partikeln, als: befäßen, gebrauchen, verbiegen, zerstoßen u. s. w.

Hinwider ist „ánfängen" ganz gewiss nicht ein Wort; denn es heißt ja nicht: ich ánfänge, sondern ich fänge àn. Völlige Willkür ist doch nun, daß wir in den Lagen, wo die Partikel voran trittet, sie anfügen; mit gleichem Fuge dürfte man auch „fangan" zusammen schreiben. Im mittelhochdeutschen hielt man die Partikel nicht nur vom Zeitworte, sondern teilweise auch vom Hauptworte sogar getrennet. Die Engländer tuen es ebenwol noch.

Uns wäre beim Hauptworte es völlig heute unmöglich. Beim Zeitworte mögen wir mindestens die zwiefachen Partikeln als Regel noch lose schreiben; also: heran treten, zuvor kommen u. s. w.

Eingerißene Unklarheit über den tief gewurzelten Unterschied zwischen trennbaren und untrennbaren Partikeln für Schreibung, Betonungs-Gesetz, sowie Satzfüge, hat dann auch ihre Früchte schon gezeitiget. Genau so barbarisch als: „ich ausange" wäre, ist tatsächlich: ich auerkenne, anstatt: ich erkenne an. Man sollte jedoch meinen, es seien Preise auf Leistungen des Aberwitzes ausgeschrieben, wenn man neuerdings die Betonung in „Abteilung" als ⏑ ⏑́ ⏑ anstatt als ⏑́ ⏑̀ ⏑ zu hören bekömt. Hier fehlt es am allerdürftigsten Wißen. Sonderbar nur das Ansteckende bei derlei!

Auch dafür ist schlechterdings kein denkbarer Grund, warum wir Vorwörter mit folgendem „einander" in eines doch schreiben

sollen; **warum** „durcheinander", anstatt: „durch einander"? Als einer Wunderlichkeit, die doch glücklicher Weise auf Berlin so ziemlich beschrenkt blieb, sei auch des Bildes „garnicht" und „garkeine" gedacht. Man siehet so recht, wo hin jeglicher Mangel eines grundsätzlichen Verfahrens führen kann; vielleicht kömt auch noch einmal die Schreibung „sehrgroß" in Gang! Manche Blätter feiern in dieser Hinsicht längst wahre Orgien des Unfuges. Da liset man: aufgrund, anstelle, indertat, inangriffnehmen. Hier ist bereits jegliche Schranke hinweg geraümt und kein denkbarer Grund mehr, sich noch vor „linkerhand", „guterlaune", „binnenkurzem", „stehendesfußes", „freuetmichsehr" irgendwie etwa zu streuben.

Wie sehr alle Erkenntnis für die Begriffe echter oder unechter Zusammensetzung, Ableitung und Endung verworren ist, zeigt im Kehrbilde unter anderem die unsinnige Trennung am Zeilen-Ende: schwäb-isch, Richt-ung, worüber bereits J. Grimm zürnen mußte. Man sollte meinen, es handele sich um einen Scherz; denn die Trennung: Katz-e verriete keine größere Narrheit. Anderer Unverstand ist, eine Silbe mit ck beginnen zu laßen: De-cke. Alte richtige Weise des Trennens am Zeilen-Ende war und ist: schwäbisch, Rich-tung, Richtun-gen, Kaz-ze, Dek-ke. Bei emp-fangen, emp-finden, emp-fehlen stehet „emp" für „ent"; und pf gehören hier nicht, wie sonst immer, einheitlich zusammen. Bindestrichel und Trennungs-Zeichen sollte man übrigens unterschiedlich gestalten.

Ohne uns hier in weitere, doch nicht erschöpfbare Einzelheiten und Genauheiten verlieren zu wollen, sei vielmehr nochmals die dringende Mahnung geboten: wo nicht ganz bestimmter Anlaß, etwa zwingende Rücksicht obwalte, gegliedertem Schreiben überall den Vorzug zu wahren. Sprachliche Formen versteinern ja **leider** im Laufe der Jarhunderte troz alle dem; wie wäre ein **Beschleunigen** solches Vorganges gar entschuldiget! **Leider** empfindet man „anstatt", „zuweilen" nicht mehr grammatisch lebendig; man **vermehre** solche Trümmer aber nicht, und schaffe nicht begierig neuen Schutt in die Sprache, an Statt den alten möglichst auszukehren!

XII.

Unmittelbar im Zusammenhange mit Erörterung über loses oder verknüpftes Gefüge unterschiedlicher Wörter darf dann hier des Vermögens unserer Sprache zu solchen Bildungen überhaupt gedacht werden.

Gewiss ist es ein günstiger Umstand für Leben und Bildsamkeit jeder Sprache, zu freiem Schaffen auch im Bereiche neuer, vielleicht recht knapper und schlagender Zusammensetzungen befähiget zu sein. Diese Kraft, bewußter Maße zu besonderem Zwecke genützt, vermag öfters große Wirkung zu erzielen. Wem wäre die Gabe, die Sprache auf solcher Bahn schöpferisch tätig werden zu laßen, in höherem Grade etwa verliehen gewesen als unserem Fischart in seinem Gargantua?

Doch nun auch die Kehrseite eines Übertreibens. Wenn es sich nicht darum handelt, auf Vorstellung und Gemüt einen packenden Eindruck zu gewinnen, wenn vielmehr jenes Verschmelzungs-Vermögen misbraucht wird, die Sprache in stumpfer Gewohnheit allmählich ihrer anderen Bildungs-Mittel vergeßen zu laßen, so muß solche Eintönigkeit und Einförmigkeit eben zum Absterben mancher frischer Triebe führen, und unserer Rede einen, so zu sagen, schier chinesischen Stempel aufprägen.

Die Sucht, unaufhörlich mit Zusammensetzungen zu arbeiten, immer nur an einander gefügte Hauptwörter, gleich unbehauenen Blöcken in unsere Rede zu werfen, ist schon viel zu weit heute gediehen.

Noch ein anderes Gleichnis sei erlaubt. Der lebende saftige Stamm treibt Äste und Zweige, an Stengeln oder Stielen sitzen Blätter und Blüten. Unser erstarrendes Neudeutsch arbeitet mit Schreiners-Leime und klebt das Laub an die Rinde. Nicht nur gelte es aber, altes Gut getreulich zu wahren, sondern auch reichlich, wie es der Begriff lebender Sprache bedingt, neue Beiwörter bei neuem Anlaße zu bilden. Solche Verseumnis hat der Fremdwörterei ungemeinen Vorschub geleistet. Was hätten wir z. B. für okular, frontal!

Die neuhochdeutsche Sprache mag noch an beiwörtlichen Bildungs-Silben verfügen über: -bar, -en, -ern, -haft, -ig, -icht, -isch, -lich, -sam. Wie ungemein spärlich aber nützt man ihrer! Vielfach ist sogar schon das Verständnis für ihre unterschiedliche Bedeutung

abhanden gekommen. Daß z. B. die Silbe -ig lateinischen Bildungen auf -atus, -itus, hinwider -icht solchen auf -osus zu entsprechen habe, wie Wenige hegen hierfür noch lebendiges Empfinden eines gesunden sprachlichen Sinnes?!

Die -icht tragen participiales Gepräge. Vielleicht führt z. B. birkicht (betulosus) zunächst auf ein Hauptwort Birkich (betuletum) zurück; worüber hierunter noch gehandelt wird. Neuzeitliche Afterweisheit möchte die Beiwörter auf -icht gerne zerstören. Unlängst las man lahme und schiefe Betrachtungen über eine angeblich verfehlte Bildung: töricht; selbstredend aus Unkunde des mhd. tôreht, tôreht. So empfiehlt sich auch fleischichte Kost, gegenüber etwa dem Ausdrucke: fleischliche Lust.

Nun sondern sich: behart, harig, haricht, hären heute kaum noch. Das Gefühl für feinere Schattierung der Begriffe mußte ja erblaßen, und muß noch mehr schwinden, wenn man, solche Feinheit älterer Sprache im Abwägen verschmähend, beständig nur gleichmäßiger Zusammensetzung mit dem Hauptworte Har – den Vorzug gibt. Offenbar stimmt der auf Tritt und Schritt ersichtliche Verfall unserer einst so reichen, gewaltigen Sprache – deren früheren Wollaut wir ebenfalls eingebüßt haben – gar wenig mit gerühmter neuzeitlicher Überragung der Vorwelt.

Man beeinträchtiget neuerdings – im Gegensatze zu der, hier wiederum bewahrsameren niederländischen Sprache – mehrfach ebenwol solch stoffliche Beiwörter als: golden, silbern, eisern, hölzern, stählern (oder: stahlen) u. s. w. Namentlich mit Stahl – wird unaufhörlich in recht unbeholfener Weise verbunden. Zuweilen entstehen dann auch Misverständnisse. „Holzkaste" dürfte eigentlich nur ein solcher zum Aufbewahren des Holzes, nicht jedoch ein „hölzerner" etwa heißen. Golduhr, Lederstiefel u. s. w. klingen bettelhaft.

Das Verkümmern beiwörtlicher Fügungen, zumal aber der beinahe völlige Verzicht heutiger Sprache auf Bildung neuer handlicher Beiwörter ist wie gesagt ein freßender Schade. Wie leicht wäre „äugisch" für okular, oder wie nahe läge „stirnhaft" (nach herzhaft) für frontal. Recht empfindlich ist der Mangel gefüger Beiwörter von sämtlichen Gliedmaßen des menschlichen Leibes. Jüngst ward „stimmhaft" für vokal aufgebracht. Allgemein jedoch stehet neudeutsche Sprache, in recht auffallender Weise sowol den romanischen als slawischen Sprachen nach. Da aber die Mittel zu gleicher Regsamkeit und Bildsamkeit zur Stunde doch noch darge-

boten wären, so ist es ein Vorwurf, der uns: die Enkel, nicht jedoch die Sprache: das Erbe der Väter, trift.

Um jene übrigen beiwörtlichen Bildungs-Silben hier kürzlich zu mustern, seien einige Vermerke am Platze noch.

Die Ableitungen -sam und -bar nütze man unterschiedlich in der Weise, daß jene bei transitiven Zeitwörtern annähernd ein uns fehlendes Participium Präteriti Aktivi widergibt, diese aber ein Part. Präsentis oder Futuri Passivi. So ist z. B. „achtsam“ Jemand, der zuvor schon auf alles achtete. Die slawischen Sprachen sind um solches, bei ihnen sogar zwiefach vorhandenes Mittelwort sehr zu beneiden.

Die Ableitung -en, ahd. -în, wirkte einst aus jedem Worte, das Gewächse, Gesteine, Urstoffe und Stoffe bezeichnet, ein Beiwort; aber auch von Tieren, in so ferne Speisen oder Kleidungs-Stücke aus ihrem Fleische und Felle bereitet werden. Also ganz wie lateinisch: skâfînaz Vlaisk (caro ovina). Langes î, was nhd. ei werden müßte, verursacht keinen Umlaut; daher heißt golden in baierischer Mundart guldein. Kurz geworden entstund güldin, gülden; die übelste Form ist golden. Die wollautende Bildung: alpine Pflanzen darf als vollkommen deutsch gelten; schaffe man ihr doch ja lebendige Nachfolge. Auch das -in in chemischer Sprache ist nicht undeutsch; galt eben doch ahd. gallîn vom Gallen-Stoffe.

Eben so als -icht wird auch -isch durch unwißende Neuerer beeinträchtiget; nur nicht an fremden Stämmen. Bei einheimischen Wörtern spielen sich minder gute Zusammensetzungen mit -lich auf, demselben Bildungs-Stoffe als gelich (g'leich). Zu älterer Zeit hieß es noch beßer: kaiserisch, königisch, mittelalterisch. Bei dörfisch (wie städtisch) zuckt man auch schon in Befangenheit.

Hier sind nun manche Fehler der Form zu rügen. Scheu vor einigem Wollaute an deutschen Wörtern zusamt alberner Vorstellung vom Wesen der Eigennamen erzeugte seit den Befreiungs-Kriegen die Härten: York'sch, Blücher'sch; ja geradezu unaussprechbares „Kraus'sche Brauerei“. Es muß unbedingt Blücherisch heißen; und Krausisch darf sowol auf Kraus als Krause gehen. Von Wilhelm ist das Beiwort Wilhelmisch mit kurzem i; von Wilhelmi aber mit anderer Betonung Wilhemi'sch. Roh und plump klinget hanoversch für hanöverisch; etwa wie sachssch, schwabsch.

„Kantische Lehre“ wäre lat. doctrina Kantia oder Kantana. Einer Form kantianisch müßte sich auch jeder Altphilologe schämen;

denn hier sind drei beiwörtliche Ableitungen anstatt einer. Gleich barbarisch ist Fridericianisch für deutsches einfaches Friederichisch. Nicht minder verwerflich sind die spielerisch gebildeten Formen taciteisch, augustreisch u. s. w. für kurzes und gutes tacitisch, augustisch; entweder wäre das deutsche oder lateinische Bildungs-Mittel überflüßig. Sagen ließe sich auch: das augustke Zeitalter, tacitker Stil. Wenn man hinwider unzählige Stämme mit -isch ableitet: anatomisch, klinisch, mineralisch, warum nicht ebenwol auf deutsch: gesteinisch, gestirnisch (astronomisch) u. s. w.?

Erloschen ist die mhd. Aussonderung eines Nebenwortes aus seinem Beiworte, die ganz wie in englischer Sprache geschah: bloody, bloodily; syntaktisch eine empfindliche Schädigung. Heute stehet öfters das Nebenwort als begrifflich etwas schattiertes neues Beiwort zur Seite des alten: z. B. reichlich, gütlich, schwärzlich u. s. w. für deren heutige Begriffe mhd. andere Ausdrücke doch galten. Wo so viel englisch in Deutschland getrieben wird, sollte man bei dem geschwisterten Volke zum Nutzen der Sprache manches schöpfen; z. B. sie erstaunte mächtiglich, d. i. she astonished mightily. Haben doch umgekehrt neuerlich die Engländer auch einiges von uns entlihen, zur Verdrängung ihres romanischen Plunders: Fatherland, fatherly für Country, paternal finden sich erst in jüngeren Wörterbüchern wiederum vor; seit anglosächsischer Zeit.

Aber auch Bildung neuer einfacher Hauptwörter, durch vorhandene entsprechende Ableitung, tritt mehr und mehr zurück gegenüber dem bequemen Schlendriane: zwei Wörter stumpf an einander zu leimen. Ob man jedoch eine frische lebendige Bildung, z. B. Wagnis, oder aber die Zusammensetzung Wagestück — die gleichwol unter Umständen am Platze sein kann — vielleicht gebrauche, darf uns wiederum an jenes Bild im Gleichnisse gemahnen. Die Ableitungs-Silbe -nis wird immer spärlicher verwandt; sie möchte sich recht wol auch eignen, um viele Fremdwörter auf -ik zu verdrängen und ersetzen. Z. B. Gewerknis (die) für Technik, Scharnis für Taktik, u. s. w. Begrifflich hält sich -nis im Übergange von einer Handlung zu dauerndem Zustande. —

Reichlicher genützt zu werden verdient die im gothischen so haüfige Bildung mit — ei, die zumeist einen Sammelbegriff widergibt. So beruhet unser „Länge" eigentlich auf ältestem Langia, Langi, Lenge. Die Kürze des i führte zum Umlaute des Stammes

und zu eigenem Verblaßen. Trat jedoch î ein, so ward diß ei und wirkte keinen Umlaut. So dürfte für Länge, Kürze, Röte, u. s. w. eben wol Langei, Kurzei, Rotei gelten; nicht anders als Abtei, Auskunftei, Bucharei, Dekanei, Forstei, Mongolei, Kauffartei, Narrei, Partei, Pfarrei, Rechnei, Türkei, Vogtei, u. s. w.

Ohne weiteres solche deutsche Bildungen romanisch nennen, ist unrecht; eine urverwandte heimische Form ward erwünschter Maße in ihrem Bestande nur gestützt. Die griechisch-lateinischen —ia, —ea, —eia; —eion, eum, u. s. w. sind allerdings dasselbe. So ließen sich Fremdwörter in lebendig empfundener Weise eindeutschen; für Museum mit geringer Änderung „Musei" (die) als Stätte der Musen.

Deutsche Sprache besitzt mit unterschiedlichem Gewichte eine Ableitungs-Silbe —ich, niederdeutsch —ik. Neuzeitliche Unkunde hat hier manches verworren; entweder erlaubte man sich, an der Hand nachläßiger Aussprache, dafür die beiwörtliche Ableitungs-Silbe —ig zu schreiben, oder aber man fügte wol auch ein unechtes t noch an. Z. B. Habich(t). Bei Hauptwörtern ist jedoch nur der Ausgang —ich zuläßig; alle männliches Geschlechtes.

Wenn die Berliner Misschreibung heute die Unterscheidung handhabt: Attich, Bottich, Drillich, Eppich, Estrich, Fittich, Kranich, Lattich, Pfirsich, Rettich, Sittich, Teppich, Zwillich, u. s. w. zwar mit richtigem —ch zu bewahren, gleichwol aber lehrt, die nemliche Silbe in den Wörtern Eßich, Käfich mit falschem —g widerzugeben, so ist solches gerade so, als ob Jemand darauf verfalle, neben Schönheit etwa Torheid zu schreiben. Ob nicht nächstens sich Einer mit ig (ego) vielleicht noch versucht? Das Grimmische Wörterbuch stellet „Käfich" voran; die Grammatik erwähnte aber Eßig geradezu als Fehler. Was focht derlei jedoch die Berliner Weisen an!

In Honig, König, Mennig, Pfennig, Zeisig hinwider ist die Silbe —ig befugt, und wird gestützt durch die volleren älteren Nebenformen auf —ing: Honing, Köning, Menning, Pfenning, Zeising. Übrigens gab es früher doch mit anderer Ableitung auch ein Mennich.

Verwirrung wäre vermieden, falls man eben —ig hübsch unterschieden von —ich aussprechen wollte; was doch die meisten Mundarten bis zur Stunde noch tuen: hochdeutsch —ig (weiches —ik) gegenüber —ich; niederdeutsch vielmehr —igh gegenüber —ik. Also z. B. môdigh gleich mutig, aber Etik gleich Eßich.

Eine andere Silbe — ich, wofür in alter Sprache noch volleres — ach, — ahi galt, deren ch nicht gleich niederdeutschem k, und was neuhochdeutsch allenfalls auch g geworden sein könnte (es nicht jedoch ward), bildet nun als Ableitung sächliches Geschlechtes noch Hauptwörter, denen ein Sammelbegriff inne wohnt: Birkich, Buchich, Dickich, Eichich, Segich, Seilich, Söhrich, Lindich, Kehrich, Reisich, Spülich, Tannich — wie lat. pinetum, quercetum, u. s. w. Hier ist eine Schreibung Reisig zu meiden, eben in ihrer Vereinzelung; da sie sonst auf alle diese Wörter erstreckt werden müßte. Auch wurden solche althochdeutsche h ja ebenwol in den Wörtern lachen, nâch, doch, hôch, noch, u. s. w. zu ch und nicht zu g.

Obige Gattung Hauptwörter darf nun recht im Hintergrunde beiwörtlicher Bildungen auf — icht gedacht werden, deren t dann verwirrend ins Hauptwort eindrang. „Steinich" (das) wäre eine Mehrheit oder Gesamtheit etwelcher Steine; daher dann Beiwort „steinicht" (petrosus) — indessen „steinig" (sprich: weiches steinik) nur gelegentliches Vorkommen solcher meint, „steinern" hinwider (für steinîn) den stofflichen Bestand eines Körpers.

Wie schön lautete in alter Sprache kraftvolles Birkahi, Vihalahi! Diese schönen so beholfenen Bildungen, ob auch heute minder wollautend geworden: Birkich, Seilich, sterben eine nach der anderen aus, sei es zu Gunsten schwächlicher Zusammensetzungen: Birken-Wäldchen, Seilspäne, sei es im Eintausche schaler flacher Fremdwörter. Baierische Mundart besitzt z. B. ein treffliches Leutach (das) für Publikum, oder ein Gizopfach fürs weibliche Geschlecht.

Auch einer Bildungs-Form — sal werde gedacht. Hier treten zwei Ableitungs-Mittel gemeinsam in Kraft: — is und — al, die dänisch in anderer Reihen-Folge als — else erscheinen.

An Hauptwörtern solches Ausganges besitzt neuhochdeutsche Sprache noch: Labsal, Drangsal, Schicksal, Scheusal, Trüebsal, Wirrsal. Den Umlaut des a im Beiworte schreibt man noch richtig als e: trüebselig. Wir haben aber auch Beiwörter dieser Gruppe, wo das im Hintergrunde gelegene Hauptwort erloschen ist: armselig, feindselig, glückselig, habselig, holdselig, leutselig, redselig. Ihre Belebung: Armsal, Feindsal, Glücksal, Habsal, Holdsal, Leutsal, Redsal sollte die Verdrängung mancher Fremdwörter gestatten; etwa Leutsal für Popularität, passiv gefaßt, gegenüber aktiv gemeintem Leutseligkeit.

Meistens ist man sich heute über die eigentlich kurz auszusprechenden Bildungen - sal und - selig ganz unklar, und verwirret den beiwörtlichen Ausgang selig mit dem selbständigen Beiworte sâlig (sælig) aus langem â, was wir fälschlich auch selig schreiben; denn langes â muß in der Schriftsprache zu á umlauten. Von solchem sálig kömt Säligkeit. Altdeutsch Sâlitha, im Mittelalter Sálde, ist verwandt mit Salut, lat. salu(t)s, salutis.

„Biersálig" ist also ein Mensch, der seine salus im Biere findet.

Wiederum anderer Herkunft ist Seele, seelisch, deren ee auf ai beruhet; Seele aber kömt von See, wie spiritus von spirare, und wie Geist und Gischt verwandt sind. Gothisch lauten jene Saiws (Saiwis) und Saiwala. Denke man ja nicht, das „sálig" werden Verstorbener beziehe sich aufs Wort Seele.

An diesen drei Fällen: selig (kurz), sálig, seelisch ersihet man so recht die arge neuzeitliche Verwilderung auf gar manchem Gebiete, gegenüber dem Adel alter Sprache.

Was die Hauptwörter auf - sal betrift, so wird deren Anzahl gesteigert durch andere mit verblaßtem e; z. B. Rätsel aus vollem Râtisal, woneben ahd. auch Râtussa, Râtissa. Neue Schöpfungen mit der wollautenden Silbe möchten ebenwol zum Verdrängen ausländischer Wörter dienen. Z. B. Bewahrsal (nach Labsal) für fremdes Konserve, Vorrichtsal für Apparat, Bereitsal für Präparat. Bewahrsel, Vorrichtsel, Bereitsel wäre übrigens dasselbe. Mit langweiligen schleppenden Umschreibungen kriegen wir die Fremdwörter nicht los, die dem gegenüber immer den Vorzug knapper angenehmer Form behalten.

Perron, d. i. Werste oder Kai, wie mit deutschem Worte die Franzosen sagen, sowie Coupé, d. i. Gelaß haben auch nicht verdient, daß sie Ausdrücken zweifelhafter Bildung weichen sollen. Stets mahnte Jakob Grimm, zuvörderst bei der Vorzeit sich Rates zu erholen.

Recht übel ist, daß die Bezeichnungen etwelcher Ausüber oder Verrichter heute nicht beßer ins Gehör fallen. Französisches Bankier, Graveur, die klingen; neuhochdeutsches „Banker" ist matt und hohl. Auch dieser Umstand hat der Fremdwörterei Vorschub geleistet.

Wir können sagen „Städter", weil die Mehrzal von Stadt: Städte heißt; wir können nun aber nicht gleichmäßig „Dörfer" bilden, weil das mit der Mehrzal von Dorf sich verwirren sollte.

Diese lautete ursprünglich Dorfir (Durfir), indessen ein Bewohner Dorfâri hieß; auf dem Wege über Dorfáre, Dörfär ist es zu Grunde gegangen. Noch spricht man im Norden durchaus berechtiget: Kellnär, Tischär, Schloßär; der Holländer ohne Umlaut: Gardenaar, Konstenaar, Wagenaar; im mittelen Hessen: Fischêr, Mittelêr. Das eine oder andere muß für unsere schwächliche Schriftsprache zurück gewonnen werden. Dann könnte man auch etwa einen Botaniker: Kreutäre nennen; wie Scheffel in einer Dichtung den Ritter Tennebergäre einführt. Kreutler, nicht anders denn Dörfler, klingen misachtsam oder verkleinernd; allenfalls gienge wol Kreutner, doch hat das n keine Berechtigung.

Aber sogar jenes — ier, selbstredend mit deutscher Aussprache, wäre eine statthafte wollautsame Ableitung; da es tatsächlich das gleiche, nur mundartlich anders gefärbte Bildungs-Mittel ist, d. h. ebenwol auf — ari beruhet. Auch haben die Niederländer neben einander z. B. Gardenaar und Gardenier. Wie blaß hinwider unser „Gertner!" So wäre Bankier ein erträglicher Erwerb, zumal jede einfache Bildung doch einer Zusammensetzung vorzuziehen ist; auch ergäbe sich leicht daraus Zeitwort bankieren für: Bank halten. Diese Zeitwörter auf — ieren haben übrigens allgemein nur da Berechtigung, wo eben ein Hauptwort auf — ier im Hintergrunde überhaupt gedacht werden kann; von Kassäre, Kassier kömt kassieren, von Drangsaler, Drangsalier ebenso drangsalieren. Etwaige Bildungen: Kassierer, Tapezierer, also zwiefach mit derselben Ableitung, sind widersinnig; denn ari, äre, er, ier sind nur mundartliche Scheideformen.

Die Bildungs-Silbe — ier, für deren deutsche Berechtigung auch J. Grimm schon eintrat, ist durch unverständigen Gebrauch in Misruf gekommen. Man bildete sich ein, es sei die lateinische Infinitivs-Endung — ire; schob sie nun in widersinniger Weise zwischen jeden Stamm eines fremden Zeitwortes und dessen deutschen Ausgang, und schrib sie daher auch fälschlich — iren, ohne e. Z. B. expediren von expedire, anstatt einfach „expeden"; wie englisch he expeded gelten würde.

Bei echter Anwendung sollten wir uns vielmehr dieses wollautsamen Besitzes freuen, und das Ableitungs-Mittel weiters und öfters benützen. Ein „Lackier" will gewiss lieber so denn „Lacker" oder „Läcker" geheißen sein; gartenieren oder gertenieren klingen wahrlich schöner denn „gerteuern". Immer die neudeutsche Neigung

nach blaßem mattem Klange; woraus dann der Wahn entstund, solche farblose Schwäche der Form sei deutscher ursprünglicher Art gemäß! Laßen wir uns doch Ausdrücke wie: frankieren, gattieren, hofieren, stolzieren, scharmutzieren, u. s. w. ja nicht entgehen; sie bringen Klanges-Farbe in die Eintönigkeit unserer Auslautung.

Im Anschluße hieran seien noch einige altertümlich gebliebene Wörter erwähnt. Allgemein erzeigt sich, daß voller kräftiger Selbstlaut, den wir in den Beugungen sonst überall, und auch meistens in den Ableitungen verkümmert haben, sich gleichwol bei irriger Annahme: daß eine Zusammensetzung vorlige, dennoch erhielt. Hierhin fallen z. B. Brof — ame, Eid — am, Heil — and, Klein — ot, Leum — und, weiß — agen, Zier — at; bei welchen Formen man befangener Weise an Same, Mund, sagen, Rat, u. s. w. dachte. Hinwider ist z. B. Eidam der durch Eid sich anderer Sippe verbindet; Leumund ist Gegenwarts-Mittelwort: leucht — end, also „und" für heutiges stumpfes „end", nicht anders Heiland sva. der heilende oder Vâland der fehlende, Weigand der kämpfende, also hier nach anderer Konjugation „and" für „end"; weißagen ist ältere Form für weißigen, d. h. Anderen mitteilen, was man selber „weiß". In den Wörtern: Arbait, Armuet, Haimât, Heirât, Mânât, Klainôt, Zierât, sowie ähnlichen, ligt dieselbe konsonantische Ableitung vor, nur mit unterschiedlicher vokalischer Färbung. Trümmer sind es einstiger sprachlicher Schöne, wo neben die Fülle einfacher konsonantischer Härte weitaus überwigt; nackt aus nachut, Hecht aus Hachit.

Die Sucht: Zusammensetzung zu unterstellen, erweiset auch Zeitwort faul — enzen; gebildet wie wild — enzen, d. i. sich wild gebaren. In deutschen Mundarten sind solche frische Bildungen noch lebendig; sie berühren sich mit denen auf — zen, was mundartlich ebenwol schöner noch hie und da — azen lautet; z. B. juchazen: jauchzen. Ferner: achazen (ächzen), feurazen, funkazen (Feuer und Funken sprüehen), flaugizen, glunkizen. Unverstanden gebrauchen wir schmarozen, noch mit o, anstatt schmarzen, d. i. nach einem „Schmarn" (Butterbrote) schielen. Wie das so gehet: ein altdeutsches brûnazan (braun machen oder werden) lieferte ein Brûnazo, was wir durch französische Vermittelung und altes Vollklanges bar als Bronze zurück empfangen.

Wir nützen weder den Wollaut der Mundarten, noch versuchen wir, an der Hand jener Reste in der Schriftsprache, etwaige

Nachfolge; was wiederum im Kampfe wider Fremdwörterei zu Statten käme. So ließe Dozent oder Doktor sich durch Lehrande (altd. Lêriando) verdeutschen. Diese Participien mögen stark (wie Heiland), oder auch schwach gebeugt werden. So ist deutsches Mitkneipande untadelhaft für latinisiertes Konkneipante. Denn jenes ist eben doch der Mitkneipende. Unwillkürlich empfinden wir ein Bedürfnis nach tönendem Selbstlaute: „ande" anstatt „ende". Träge Gepflogenheit hinwider läßt nicht einmal e hören sondern spricht z. B. kneip'nd.

Eine dritte Auskunft, um wollautende Verrichters-Benennungen zu gewinnen, woran wir solchen Mangel haben, böte neben - ier und - and (Lackier, Lehrand) das Bildungs-Mittel der Silbe ist uns dar, die jedoch richtiger Maße schwachformig gebeugt werden muß. Wir besitzen damit z. B. der Horniste, Bluniste. Die Silbe verstecket sich aber auch z. B. im Worte Schu - st er (Schuster), sowie in den englischen Seamster, Spinster, Webster, u. s. w. In preußischer Verwaltungs-Sprache ward 1865 Probist für Accessist eingeführt; fahre man damit nur fort. Sicherlich ist „Probiste" gewandter, beholfener denn etwa Probedienstleister wäre.

Doch ebenwol in Betreffe der Vorwörterchen (Partikeln) hätte man den Wollaut einiger süddeutscher Mundarten zu verwerten vermocht. Die Schriftsprache selber hegt noch bi - derbe, sowie das aus dem romanischen zurück genommene bi - zarr (verzerret). Leider lautet es nun nicht gleichmäßig und allgemein: Bi - amte, bi — fehlen, bi - hende, bi - raten, u. s. w. Auch die Engländer sind heute zur schöneren Aussprache ihres Vorwörtchens zurück gekehrt; be - come, be — hold, Be — hest, be — queathe, be - ware.

Gleiches gilt von der Silbe ge —, die wiederum englisch i - lautet: y — clad, e — gad, e - nough, y — plight, y — wis. Ohne Zweifel klinget baierisch Gizopfach voller und kräftiger gegenüber schriftmäßigem Gezopfich (Weibsvolk).

Sollen wir in Zukunft den Wettstreit mit den so wollautsamen, slawischen und romanischen Sprachen (vom französischen abgesehen) mit Erfolge aufnehmen, dann muß in dieser Richtung, unter Ausbeute zumal süddeutscher Mundarten, doch wol etwas geschehen. Auch in die Endungen der Personen und Moden des Zeitwortes ließe vielleicht sich einer oder der andere farbige tönende Selbstlaut wieder einführen. Alemannisch heißt es z. B. hettish (hättest).

Wenn oben die Deklination: rotis Weinis, rotam Weine erwogen ward, so geschah die Wahl just solcher Vokale gerade an dieser Stelle, in diesen Endungen, mit ausdrücklichem Vorbedachte, um die Reime vorhandener Gedichte möglichst selten und wenig zu gefährden.

Nachwort.

In Absicht vorstehender 12 Briefe konnte und sollte es nicht sein, alles in den Kreiß ihrer Betrachtungen zu ziehen, was Rügens nötig wäre; das hätte sie zum Umfange einer kleinen Sprachlehre angeschwellet. Nur nächst Gebotenes und Dringlichstes erörtern sie. Wecken wollen sie aber vor allem das Bewußtsein, an welchem Rande der Zerrüttung und des Verfalles sich unsere neuhochdeutsche Schriftsprache befinde.

An der Hand vaterländischer Geschichte und heimatlicher Sage, durch Wiedererweckung eines echten Volkstumes — welches aber doch nur in väterlicher, d. i. deutscher, keuscher Sprache ohne Fremdtümelei denkbar ist — hoffe ich, daß unser Volk wiederum dazu gedeihe, was es war. Nichtige Menschen ersannen den Ausdruck „Deutschtümelei“: ein Wort, das für sich alleine schon ein Brandmahl verlorener Gesinnung ist. Welch anderes Volk hätte wol jemals in seiner Sprache solchen schmachvollen Begriff entwickelt!

Hinwider ist unser schales flaches Partei-Getriebe, mit den Inhalts leeren griechischen, lateinischen, welschen Schlagwörtern, doch ein aller unfruchtbarstes Mittel für solchen Zweck, als der oben angedeutete es erheischte. Falls die Hälfte unserer seichten Zeitungen eingienge, die verbleibende bei gemindertem Inhalte und Umfange aber nur dreimal wöchentlich: etwa Dienstag, Donnerstag, Samstag erschiene, so wäre diß mit der größeste Segen, dessen unser im Schreiben und Lesen dahin welkendes Volkstum, und unser Volk selbst in diesem papierenen Zeitalter, teilhaftig werden möchte. Aufatmen gleichsam in Erlösung dürfte dasselbe, wann der Bann vielschreiberischer, öffentliche Meinung und Sprache fälschender Unreife wieder von ihm genommen würde.

Das Geltungs-Ansehen schwindet in der Gegenwart auf allen Gebieten; wie es an Achtung vor geistlicher und weltlicher Hoheit gebricht, wie zerstörende Kräfte an Kirche, State und Gesellschaft

nagen, so erfahren wir in engem Rahmen solches und ähnliches auch bezüglich Wertschätzung der Sprache. Die Presse, worin in ganz ungebürlichem Maße und zum Schaden unseres Volkes die öffentliche Meinung zum Ausdrucke gelangen soll, wird zu gutem Teile bedient oder gar geleitet von Männern, deren durchschnittliche Reife und Summe ihrer Kenntnisse öfters eine ungenügende doch ist. Und solche Leute machen, beziehentlich fälschen unsere Sprache, die unter ihren Händen zu einer papierenen wird. Das aber ist eines großen und gebildeten Volkes unwürdig. Die Sprache ist bereits allzu viel eine geschriebene geworden, abgelöset von ihren lebendigen Mundarten; und dieser unentbehrliche Born versieget mehr und mehr.

Dabei fehlt es außer an Kunde alter Sprache, die allenfalls jenes lebendige Waßer der Mundarten ersetzen könnte, ebenwol an Achtung vor solcher Forschung. Die Wortführer der Tages-Schriftstellerei begreifen oder ahnen nicht, daß es eine Wißenschaft der Sprache gibt, deren Erkenntnis noch lange nicht demjenigen ohne Weiteres eigen ist, der etwa deutsch als Muttersprache redet. Derlei wird ja aber auch von Niemandem verlangt; Unberufene sollen sich nur hintan halten und nicht an Sprache und Rechtschreibung, aus der Fülle ihrer Unwißenheit heraus, herum pfuschen. Solche gewaltsame, anmaßliche Eingriffe die schädigen! Ist es wol anderwärts erhört, daß irgend ein beliebiger Stümper wagen sollte, plötzlich mit Schreibungen: „Ausgabe der «Lustige Blätter»", oder etwa „da es zuendegieng" vor die Öffentlichkeit zu treten? Daß er die Dreistigkeit überhaupt haben kann, ist eine Schmach unserem Volke! In Frankreich sollte man solchem Freveler wol aus anderer Tonart aufspielen.

Mit wahrer Ehrfurcht bewundert auch der Russe, und mit größerem Rechte denn der Franzose, die Schönheiten seiner herlichen Sprache; in Deutschland temmelt man mit kotigen Stiefeln auf dem Vermächtnisse der Ahnen herum. Erschreckend für den Einsichtigen sind die seit ungefähr sechs bis sieben Jahrzehenden allmählich angerichteten Verwüstungen; hier galt und gilt es, vor allem nur einmal die Gefahr gewiesen, die Schäden offen gelegt zu haben.

In jenes Treiben unberufener und unkundiger Anmaßlichkeit mischt sich nun leider auch eine gewisse Beeinträchtigung der Gewalt und Schöne unserer älteren Sprache von einer Seite her, die viel-

mehr eine sonst gar wol berufene heißen möchte; diß beziehet sich auf die traurigen Mäkeleien, denen in sprachlicher Hinsicht neuerdings Luther's Bibel-Übersetzung ausgesetzt ist.

Die Sprache dieses Kirchen-Neuerers war keine wesentlich andere denn diejenige damaliger kaiserlicher Kanzeleien überhaupt; hat er doch selber sich gegen Vorhalte: als ob er abwiche, gerade verwahrt. Die Kanzlei zu Meissen, der sich Luther sprachlich zumeist anbequemte, schrieb eben noch am Genauesten nach Kaiser Maximilians Muster und Richtschnuren. Mit dem Wahne, daß Luthers Sprache, gegenüber der seiner Zeitgenoßen, ein beßeres Deutsch gewesen sei, etwa gegenüber der Sprache deutscher Reichs-Fürsten und Bischöfe, muß man unbedingt brechen; in manchen Stücken gilt sogar die umgekehrte Behauptung. Aber es war noch das Deutsch aus dem ersten Drittel des sechzehenten Jarhundertes! Abschwächung und Zerrüttung folgender 350 Jahre ist hierin noch verwehrt. In diesem ehrwürdigen Denkmale älterer, und alleine schon deshalb ohne Frage, mindestens in Großem und Ganzem auch beßerer Ausdrucks-Weise erscheint die dem Deutsch jener Tage überhaupt noch inne wohnende, im Verhältnisse größere Frische und förmliche Kraft. Dieses Werk reicherer Vorzeit will man heute verwäßern, es in jedes Falles schalere Worte und Formen kleiden. Warum?

In den Schulen des alten Hellas ward Homers altertümliche Sprache einst mit liebender Sorgfalt und Treue gehegt. Wäre das nicht durch viele Jarhunderte, durch länger denn ein Jahrtausend geschehen, so beſäßen wir heute die unsterblichen Schöpfungen etwa im Gewande byzantinischer Mundart, in mittel- oder gar neugriechischer Färbung. Gerade unsere raschlebige ungediegene Gegenwart bedarf mehr denn irgend ein früheres Zeitalter solcher festen Marke im Niedergange der Sprache, als eben ein Bibelwerk sie zu gewähren vermag. Die traurige Zerrißenheit unseres Volkes in Katholische und Evangelische, die ohnehin unsere Kraft geraume Zeit gelähmt hat und noch lähmt, darf bei derlei vaterländischer Erwägung gar nicht mitreden. Gewiß ja sollte jene vorlutherische Übersetzung: die Nürnberger Bibel von 1470, in höherem Maße sogar noch, reineweg im Punkte der Sprache unsere rege Beachtung verdienen; auch Luther hat reichlich daraus geschöpft, namentlich aus der Ausgabe von 1483. Ihre Sprache übertrift an Adel mehrfach die lutherische, und dürfte eine katholische, d. i. allgemeine heißen.

Man hat gänzlich die Vorstellung eingebüßt, daß es Aufgabe der Erkenntnis am Boden einer wißenschaftlich gehandhabten Schriftsprache doch auch sein könne und müße, nicht nur sich wider Verluste zu stemmen, sondern ebenwol richtige ältere Ausdrücke und Formen innerhalb möglicher Grenzen wiederum aufzunehmen, solche als kräftigendes Blut in den verblaßten Redefluß hinein zu leiten.

Der russische Pope bietet heute seiner Gemeinde die Aussprüche heiliger Schrift nahezu in denselben Klängen als diese vor einem Jahrtausende gehört wurden. Und bei uns? Was hat isländischer Sprache jene Kraft des Beharrens verliehen bei altem Reichtume und Wollaute? Es waren die Sänge der Edda, die lebendig blieben unterm Volke! Darnach ermeße man, was eine Pflege biblischer Sprache in unserer Volks-Schule vermöchte.

Dasselbe gilt bezüglich des Kirchen-Liedes, woran man sich Veränderungen erlaubt hat, die eigentlich als Urkunden-Fälschung unter den Begriff eines Verbrechens am Namen der toten Verfaßer fallen, die wehrlos solchem freveln Treiben sich im Grabe preis gegeben sehen. Möchte man immerhin, wo in kernigem Verse das heute uns im Gefühle wurzelnde metrische Gesetz der Hebung und Senkung noch nicht waltet, durch leichte Beßerung, etwa im Umstellen einiger Wörter eingreifen; Ausdrücke und Sinn dürfen nicht beeinträchtiget werden. Was kein lebender Verfaßer sich gefallen ließe, darf man einem Toten erst recht nicht antuen.

Man mutet schlichten Leuten zu, daß sie täglich aus dem Ballaste schädlicher oder mindestens doch unnützer Zeitungen sich den Wust unbeschränkter maßloser Fremdwörterei, als etwas ganz Selbverständliches, aneignen sollen; der Begriff liebender weihevoller Hingabe an Ausdrücke der Vorfahren will uns jedoch als schier unfaßbare Heischung und Wunderlichkeit erscheinen.

Ja, just die dunkelsten Wörter und Formen die müßen und sollen planmäßig gelernt werden; der Lehrer muß geradezu die Kinder anhalten, solche auch in lebendiger Rede — nicht anders denn unaufhörlich mit Fremdwörtern geschihet — von neuem zu gebrauchen! So erziehet man das heran wachsende Geschlecht zur Achtung und zum Verständnisse der Ahnen; so bauet und festiget man deutsches Volkstum.

Erbärmlich hinwider ist es, und möchte nur von befangenstem Unverstande zeugen, etwa über eine wollautsame und durchaus

richtige Form, wie z. B. sintemal, in schaler und blöder, aber geistreich gewähnter Weise zu spotten. Scharfe Verurteilung verdiente in Wahrheit solches Beginnen! Dürfte doch mit gleichem Fuge der Italiener witzeln, daß es lateinisch nicht tempo, sondern tempus hieß, oder der Franzose mit seinem aus frater verstümmelten frère. Zeuget dann vielleicht das Kind für den Vater, oder dieser fürs Kind? In der Vorrede zum Wörterbuche, deren Lesung mehrfach zu empfehlen ist, hat sich Jakob Grimm lebhaft dawider ausgesprochen, daß man Neuhochdeutsch mit Luther beginnen laße; in unseren Tagen möchte man am Liebsten die Frist sprachlicher Setzung, die Befugnis ihrer Gestaltungen und Niederschläge von gestern auf morgen begrenzen. —

Und nun nochmals beim Scheiden auch eine Äußerung zur Fremdwörterei. Nach lehrtümlicher, grundsätzlicher Erkenntnis muß jegliches Fremdwort, ob es uns heute nun verdrängbar oder aber unvermeidbar und unausrottbar erscheine, für jenen Augenblick des ersten Eintrittes in unsere Sprache als gleichmäßig unbefugt gelten; das Wort „Mechanik“ nicht anders denn das Wort „Parapluie“. Denn Jemand, der ein erstes Mal in seinem Leben, ohne sofortige Erlaüterung, das Wort „Mechanik“ hörte, möchte unter den Lauten sowol Tier als Pflanze vermutet haben. Also hätten, bevor eine Macht der Gewohnheit erst künstlich und geflißentlich geschaffen war, Laute der Muttersprache doch dem Begriffe gleich guten Dienst erwiesen. Man sehe im Wörterbuche nach, was Grimm zur Aufstellung „Elemente“ sagt.

Diß muß als sprachwißenschaftliche Wahrheit unzweideutig ausgesprochen, bei jedem neuen Anlaße immer wiederum als feste Satzung vertreten werden. Was geschihet jedoch anstatt deßen? In halb ängstlicher, halb sich selbst nicht klarer Weise verquickt man eine ganz andere Erwägung mit vorligendem Umstande: daß nemlich uns heute nicht gleichmäßig leicht falle, das Wort „Mechanik“ eben wie etwa „Parapluie“ wieder auszumerzen. Nun, diese tiefe Weisheit begreift auch ein Kind ohne Hülfe; darum bedürfte es doch keiner Vereine und langer empfindsamer Betrachtungen, die außerdem an schwersten geschichtlichen Irrtümern kranken.

Daß solche Ergüße unverständig seien, ward entwickelt. Wer nicht mutiges Zeugnis ablegen will für den einfachen Satz: daß im Ursprunge der Verfehlung das Eindringen irgend eines Fremdwortes gerade so befugt oder aber unbefugt gewesen sei, als das irgend

welches anderen, der belegt zunächst daß ihm ein voller Einblick ins Wesen aller sprachlicher Bildungen, in diese Werkstätte gebricht; dann aber gräbt derselbe sich auch die Wurzeln einer Berechtigung ab, über diejenigen fürder den Stab zu brechen, die ihr grundsätzliches Wolgefallen an fremden Wörtern haben. —

Nimmer darf aber das güldene, unbedingt richtige Sprüchlein: eile mit Weile! gar zur Blende unklarer Erkenntnis dienen.

Deutsche Männer und Weiber, und zumal Ir Lehrer der Jugend, heget unsere *alte* Sprache! Sie ist der Kitt jedes Volkstumes, sie verknüpfet die durch Jarhunderte noch geschiedenen Geschlechts-Folgen, sie bindet ein Volk erst *in sich selbst!*


C. F. Winterische Buchdruckerei zu Darmstadt.



